

Die Gartenlaube



Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 2 bis 2 1/2 Bogen. — In Wochensummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig oder Halbheften à 30 Pfennig.

Die Frau mit den Karfunkelsteinen.

Roman von E. Marlitt.

Neuherausgegeben.

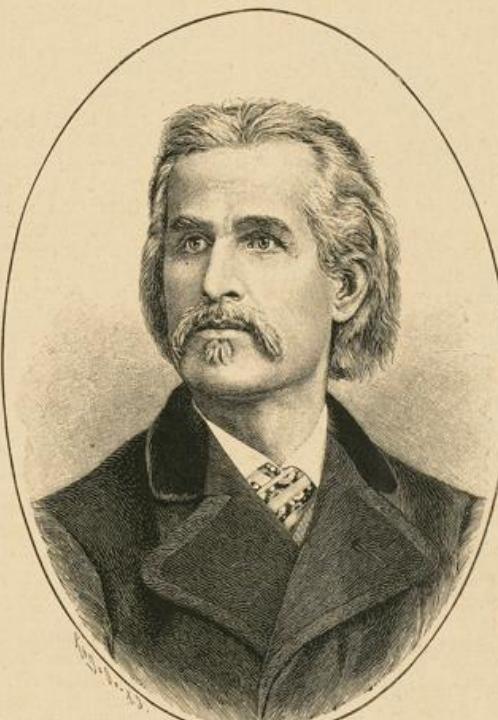
(Fortsetzung.)

Am dem großen Kleiderschranke, der in Gretens Erinnerung eine so hervorragende Rolle spielte, steckte der Schlüssel, dem ein mächtiges Schlüsselbund anhing. Margarette öffnete die angelehnte Thür weiter und sah, daß Tante Sophie verschiedenes Geräth auf das obere Regal gestellt hatte, um es während der Zimmerrenovirung in Sicherheit zu wissen. An den Haken aber hingen die kostbaren Brotsatztleppen der Urgroßmutter noch in Reich und Glied, wie sie es vor Jahren ostgelesen. Wie auf einem Tulpen- und Hyacinthenbeet stammten da alle starken Farben, und dazwischen funkelte Gold- und Silbergewebe und schweres Vorden- und Treppenweel — ein bedeutendes, todttes Kapital, das die Pietät und der Stolz des alten Handelshauses unberührt im Schranke zerbröckeln ließen. Tief in der dunkelsten Ecke schimmerte auch ein Streifen der smaragdfarbenen Schleppe, in welcher sich die schöne Frau Dore hatte malen lassen. Margarette zog das köstliche Fundstück ans Tageslicht. Ja, Tante Sophie hatte Recht, wenn sie behauptete, in alten Zeiten habe man für sein Geld solider gekauft. Das echte Silber der eingewebten Blumen schimmerte, das Grün war vollkommen frisch und unverblüht, und nur in den Falten zeigte sich der dicke, starrende Seidenstoff etwas brüchig.

lustigen Gretel“ die Oberhand. Ganz nahe an der Wand lehnte auch ein hoher Weilerpiegel; er stand den Bildern gegenüber. Es schreckte die junge Uebermüthige nicht, daß es just die hohe, stolze Gestalt des Urgroßvaters Justus war, die der Spiegel zurückwarf. Sie löste das lange Kragenband vom Halse und band sich die Vorderschleife hoch über der Stirn zum Towpet. Die sternförmige Brosche und die dazu gehörigen Ohrringe und Manschettenknöpfe von böhmischen Granaten mußten die Rubinensterne verdecken, und für einen ersten sichtsichtigen Blick täuschten sie auch hinlänglich.

Es war doch wunderbar, daß die Natur noch einmal an Größe und schwächigem Wuchs genau dieselbe Gestalt geschaffen hatte, wie sie vor fast einem Jahrhundert durch das Lamprecht'sche Haus gewandelt war. Das Wieder schmiegte sich glatt und faltlos an den Leib des jungen Mädchens, und das silberstoffene Tablier des Rockes berührte gerade ihre Fußspitzen.

Sie erschraf vor sich selber, als sie die letzte Spange des Brustlages festgesetzt hatte und noch einmal vor den Spiegel trat. Sie sah auch ein wenig schen zur Seite, wo neben ihrer Schulter die Augen des Justus Lamprecht aus dem Duster des Ganges glühten und seine veringte Hand so plastisch dort auf dem großen Folianten lag, als werde sie sich im nächsten Augenblicke von der Leinwand lösen und nach der Vermessenen herübergreifen. . . Nun, die frevelhafte Maskerade sollte rasch ein Ende haben und in



Robert Hamerling

Es war ein enges, schmales Wieder, an welches das junge Herz der Frau Dore einst geklopft hatte. Margarette meinte, es müsse auch ihr selbst passen — und da hatte plötzlich „der Kindskopf der

wenigen Minuten das Kleid unverkehrt wieder im Schranke hängen, freilich nicht, ohne daß Tante Sophie die moderne Frau gesehen habe.

Mit unwillkürlich verlangsamten Schritten und Bewegungen trat sie aus dem Gange. Die Schleppe rauschte mit einem förmlichen Getöse über die rauhen Dielen — in diesem panzerartig klirrenden Staatsgewande wäre der schönen Dore das lautlose Gehen freilich nicht möglich gewesen.

Der Hausknecht kam eben aus dem großen Salon und schritt durch den Flur nach dem Ausgange. Bei dem herankommenden Geräusch wandte er arglos den Kopf zurück und schoß gleich darauf entsetzt mit einem grotesken Sprunge zur Thür hinaus, die er rasch hinter sich zuschlug.

Margarete lachte über den Effekt und trat über die Schwelle des großen Salons; aber sie wich betreten zurück, denn die Tante war nicht allein, Onkel Herbert stand neben ihr am Fenster.

Gestern Nachmittag um dieselbe Zeit nun wäre es ihr sehr gleichgültig gewesen, ob der Onkel dort gestanden oder nicht. Er hatte ja nie zu denen daheim gehört, an die sie besonders gern oder gar mit Heimweh gedacht, und auch das erste Wiederbegegnen bei ihrer Heimkehr hatte ihr keinerlei Interesse für ihn gewedt. Seit gestern Abend jedoch, wo sie einige Stunden droben bei den Großeltern mit ihm zusammen gewesen war, hatte sie ihn gegenüber das seltsame Gefühl eines moralischen Unbehagens. Nicht, daß sie sich durch die enthusiastische Verehrung der Großmama für den wohlgerathenen Herrn Sohn, oder den unverkennbaren Respekt, welchen ihr Vater dem jungen Schwager entgegenbrachte, hätte beeinflussen lassen — sie wußte ja, daß jene Beiden leider nur dem Glücke huldigten, welches sich an seine Ferien zu hängen schien, und einen Auserwählten in ihm sahen, weil Hochgestellte mit ihm wie mit ihres Gleichen verkehrten — das bestach sie nicht; nur der Großpapa, der sonst so gerade, unbestechliche Charakter, hatte sie stuhlig gemacht. Es war doch kaum zu glauben, daß er völlig blind sei gegen die Art und Weise, wie sein Sohn Karriere machte, daß er nicht wisse, welche Mächte ihn mühelos über Staffeln hinweghoben, die Andere erst nach jahrelanger Aufbietung aller eigenen Kraft zu erringen vermochten. Und doch hatten dem alten Manne gestern unnützes Wohlgefallen und väterlicher Stolz frank und frei aus den Augen gestrahlt. Er hatte wiederholt gegen das moderne Streberthum geizert, das nie nach der Lauterkeit der Mittel frage, um emporzukommen; Fuchschwanz und Kagenbuckel und die Tartiffes seien wieder einmal an der Tagesordnung und der rechtschaffene deutsche Sinn müsse sich vor den „Nachbarsleuten“ schämen, die es mit anfangen, wie diese schleichenden und buckligen Figuren auf dem großen Schachbrette Fuß zu fassen suchten.

Fühlte er in verblendeter Vaterliebe den Pfahl im eigenen Fleische nicht, oder verstand es der Herr Landrath, ihm Sand in die Augen zu streuen? Der hatte so gemüthlich dabei geessen, als sei dies Anathema ganz in der Ordnung. Nicht ein einziges Mal war ihm das Roth der Verlegenheit oder der Beschämung in das Gesicht getreten; er hatte seine Cigarre geraucht und die feinen blauen Duftringel nachdenklich mit den Augen verfolgt; wenn er aber gesprochen, dann hatte es stets „Hand und Fuß gehabt“, wie Tante Sophie sich auszudrücken pflegte.

Uebrigens mochte doch der wahre Kern dieses Charakters sein wie er wollte, das socht sie nicht weiter an; es verdroß sie nur, daß er sich im Urtheil über die beiden Kinder seiner verstorbenen Schwester so gleich geliebt war — der exemplarisch fleißige Reinhold von ehemals schien für ihn nichts von seinen Tugenden eingebüßt zu haben, während er offenbar der „wilden Hummel“ auch heute noch nichts Gutes zutraute. Und hatte er nicht Recht? Reinhold ging in seinem Berufe auf; er war der kühle Verstand selbst — und in ihrem Kopfe spukten heute noch tolle Faschnachtscherze, wie Figura zeigte. Die Gluth des Aergers im Gesicht, versuchte sie, sich ungelesen zurückzuziehen. Die Beiden dort wendeten ihr den Rücken zu; sie schienen auf dem Fenster Sims liegende Gegenstände zu betrachten, und das Rauschen der Schleppe überrönte haben. Nun aber war es wieder so still, daß die erste Rückwärtsbewegung des jungen Mädchens die am Fenster Stehenden aufmerksam machte. Tante Sophie wandte sich um und schien einen Moment sprachlos; dann aber schlug sie die Hände zusammen und lachte laut auf.

„Beinahe wär' Dir's gegückt, Gretel! Ach ja, gelt, ein Hauptpaß wär's gewesen, wenn sich die alte Tante auch einmal gegrault hätte? Na, damit war's nichts; aber es hat mir doch einen Stich durch und durch gegeben.“ Sie drückte unwillkürlich die Rechte auf die Brust. „Lasse Dich nur um Gotteswillen vor Farbe nicht sehen! . . . Nein, wie Du doch der armen Dore ähnlich bist in der Tracht, und hast doch kein Tröpfchen Blut von ihr in den Adern! Hast ja auch sonst ein ganz anderes Gesicht mit Deinem schmalen Näschen und den Grübchen in den Backen —“

„Gewisse Züge um Mund und Augen und die Haltung des Kopfes machen die Aehnlichkeit,“ fiel der Landrath ein. „Die schöne Dorothea hat es in ihrer Oppositionslust kühnlich mit den Vorurtheilen der Welt aufgenommen, wie ihr ungepudertes Couper und ihre Heirath beweisen. Sie muß Eigensinn und Uebermuth in hohem Grade besessen haben, und diese Charaktereigenschaften geben einen besondern Stempel.“

Margarete hob gleichmüthig die Augen nach dem gegenüberhängenden Spiegel, der ihre ganze Gestalt zurückwarf. „Ja, wahr ist's, es liegt viel kindischer Uebermuth in der dummen Maskerade! Aber Spah macht sie mir doch, köstlichen Spah! — Und wenn alle Welt die Nase darüber rümpft, es war doch wonnig, in das Staatskleid unserer „weisen Frau“ zu schlüpfen. . . . Und wahr ist's auch, daß ich gern mit den Vorurtheilen der Welt anbinde — ein Staatsverbrechen, das natürlich gesekten Leuten die Haare zu Berge treiben muß. Und darum hast Du ganz Recht, Onkel Herbert, mir den Text zu lesen, wenn auch in der verblühten Form der Satire.“ . . . Sie zupfte die schönen Niederländer Spitzen an Brust und Aermeln so ruhig und sorgsam zurecht, als sei sie vorher nicht einen Augenblick außer Fassung gewesen, und trat tiefer in das Zimmer herein. „Ich fürchte nur, Du kommst auch jetzt nicht weiter mit mir, als damals, wo meine Schreibhefte und das Herfagen der französischen Vokabeln Dir die Nerven irritirten,“ fuhr sie absehzend fort. „Ich schreibe nämlich heute noch wie mit dem Faupfahl, und vor Pariser Ohren lasse ich mein Bischof Thürlingisch-Französisch aus guten Gründen nie laut werden.“

„Geh, übertreib's nicht! So schlimm wird's nicht sein!“ sagte Tante Sophie lachend. „Da komm' einmal her und sieh Dir den Schaden an!“

Sie nahm die Scherben einer antiken Vase vom Fenster Sims und legte sie auf den großen Tisch inmitten des Zimmers.

„Ich behüte die Sachen hier oben mit Augen und Händen und hab' auch bis jetzt noch kein Unglück gehabt mit dem zerbrechlichen Zeug; und nun macht mir der dumme Mensch, der Friedrich, den Streich und wirft die Vase da vom Spiegeltisch. . . . Und ich konnte nicht einmal zanken; dem armen Tapps klapperten die Zähne an einander vor Schreck, und es war fast zum Lachen, wie er seine paar Groldien aus der Tasche holte, um den Schaden zu bezahlen. Ich weiß nicht mehr, wie viel Dukaten die paar Thonherben da gekostet haben sollen — ein unheimliches Geld war's, das ist gewiß. Vetter Gottlieb, Dein Großvater, Gretel, hat die Vase aus Italien mitgebracht.“

Margarete war an den Tisch getreten. „Imitation, und noch dazu schlechte!“ sagte sie bestimmt nach kurzer Prüfung. „Der Großpapa hat sich betrogen lassen. Wist die Scherben getrost in den Schutt, Tante! Bärbe's geliebter Kaffeetopf ist von ähnlicher Abkunft.“

„Das klingt ja so entschieden, als spräche Onkel Theobald selbst,“ sagte der Landrath vom Fenster her. „Nun begreife ich, daß er seine Mitarbeiterin bereits schmerzlich vermißt —“

„Mitarbeiterin?“ Sie lachte amüßigt auf. „Seinen dienstbaren Geist, einen Erdquomen, willst Du sagen! So eine Art Wichtelmännchen, das gerächlos den Dien in der Bibliothek besorgt, was kein Dienstdote kann; das dann und wann eine Tasse starken Kaffees kocht und unbemerkt hinschiebt, wenn der große Forscher angestrengt arbeitet, und ab und zu eidechsenhaft still die Treppenleiter der Bibliothek hinauf und hinabgleitet, um ihm mit der pünktlichen Bücherzufuhr die Quellenstudien zu erleichtern — solch ein Wichtelmännchen, ja, das bin ich! . . . Und wenn hier und da etwas an mir hängen bleibt von dem Geist und dem Wissen, das man dort gleichsam mit der Luft athmet, so ist das kein Wunder. Systematisch geordnet und wirklich brauchbar aber ist das funterbunte Chaos hier nicht!“ —

sie tippte mit dem Finger gegen die Stirn. „Wer verlangt das aber auch von einem Mädchenkopf, gelt, Onkel?“

Lächelnd warf sie das Wasenbruchstück auf den Tisch. „Woher aber weißt Du, daß Onkel Theobald meine kleinen Dienste vermisst?“ fragte sie plötzlich lebhaft anspielend.

„Das kannst Du erfahren. Meine Mutter hat vorhin einen Brief von Tante Elise erhalten. Du sehest nicht allein in Onkels Studirstube, auch im Salon der Tante, wo sich die Freunde des Hauses versammeln, wird Deine schleunige Rückkehr ersehnt... Herr von Billingen-Wadewitz ist wohl das enfant gâté in diesem Salon?“

„Aus welchem Grunde glaubst Du das?“

Ein helles läches Roth stieg ihr in die Wangen, während sie die Brauen leicht zusammenzog.

Er wandte den durchdringenden Blick nicht von ihrem Gesicht. „Das will ich Dir sagen. Ich möchte wetten, daß der lange, eingehende Bericht der Tante keine fünf Zeilen aufzuweisen hat, in welchen der schöne Mecklenburger nicht figurirt.“

„Er ist Tante Elises Protégé und einer der wenigen Adligen, die das Haus des Onkels, des ‚alten Freiheitschwärmers‘, besuchen,“ sagte sie, sich von ihm abwendend, erklärend zu Tante Sophie.

Der Landrath lehnte sich mit dem Rücken an Sims und Fensterkreuz. „Also eine politische Inclination, Margarete?“ warf er spöttisch hin. „Tante Elise schreibt anders darüber.“

Ihre Augen funkelten in tieferverletem Mädchenstolz; aber sie bezwang sich. „Das sieht aus wie der Anfang eines Familienstatistisches, und dazu sollte Tante Elise, die geistreiche Frau, ihre Feder hergeben?“ sprach sie mit ungläubigem Achselzucken.

Er lachte leise, aber hart auf. „Die Erfahrung lehrt, daß im Punkte des Ehestiftens die Frauen insgesammt — gleichviel ob geistreich oder beschränkt — ein und dieselbe kleine Schwäche haben.“

„O, ich bitte mir's aus — ich nicht!“ protestirte die Tante energisch. „An solchen heißen Dingen hab' ich mir nie die Finger verbrannt.“

„Nehmen Sie sich nicht zu früh, Fräulein Sophie — Sie könnten gerade jetzt stark in Versuchung kommen!“ warnte er satirisch. „Herr von Billingen soll ein schöner Mann sein.“

„Ja, er ist groß von Gestalt und hat ein Gesicht, weiß und roth wie eine Aepfelblüthe,“ warf Margarete ein.

Er sah nicht auf von seinen Fingernägeln, die er angelegentlich zu betrachteten schien.

„Vor Allem trägt er einen Namen, der hoch angesehen und sehr alt ist,“ fuhr er unbeirrt fort.

„Ja wohl, uralt!“ bestätigte Margarete abermals. „Die Heraldiker streiten bis auf den heutigen Tag, ob das seltsame Gebild in einem der Wappenfelder das Feuersteinbeil eines Höhlenbewohners, oder ein Webstuhlfragment aus der späteren Pfahlbauzeit sein soll.“

„Poptausend, was für ein Stammbaum! Davor müssen sich ja unsere dicksten Eichen verkrüchten,“ meinte Tante Sophie mit schelmischem Augenblinzeln. „Was, so hoch willst Du hinaus, Gretel?“

Die Augen des jungen Mädchens sprühten förmlich in Ruthwillen. „Mein Gott, warum sollte ich denn nicht?“ fragte sie zurück. „Ist das ‚Hochhinanswollen‘ nicht ein Zug unserer Zeit? Und ich, ein Mädchen! ein Mädchen, das acht Loth Gehirnen weniger hat, als die Herren der Schöpfung, wie sollte ich mir darüber ein eigenes Urtheil bilden und meinen eigenen Weg gehen wollen! Nein, so vermess' bin ich nicht! Ich laufe brav mit auf der Herstraße der Tagesmode und sehe nicht ein, weshalb es mir nicht auch Spass machen soll, mehr zu werden und den Staub meiner Abkunft von den Füßen zu schütteln.“

„Na, das sollten unsere alten Herren da oben hören!“ drohte die Tante und zeigte auf einige noch nicht abgenommene Oelbilder der aus ihrer Allongenperiode stolz und ernsthaft von der Wand herabschauenden Klaufrerren.

Margarete zuckte lächelnd die Achseln. „Wer weiß, wie sie heutzutage mit ihrem strengen Bürgerfinne fertig würden! Wir sind Kinder unserer Zeit und keine Spartaner!“ hörte ich kürzlich sagen, und so könnte es immerhin sein, daß die alten, mit Wienertisch in Komptoir und Lagerräumen schaffenden Lamprechts es machten wie so Viele jetzt und sich glücklich schätzten, ihren

Honig als Mitgift der Töchter in den leeren Stod irgend eines alten, hoch angesehenen Geschlechts ziehen zu dürfen... Das soll der Bürgerstolz heutigen Tages sein — so sagen die Leute.“

„So sagen die Leute,“ wiederholte der Landrath kopfnickend. „Selbstverständlich hast Du diesen Ausspruch scharfer Zungen auch wieder nur von Anderen —“

„Natürlicher Weise,“ bestätigte sie lachend. „Ich mache es genau wie andere junge Mädchen auch — ich plappere nach, Onkel... Ich höre zu, wenn Andere über die heutigen Zustände diskutieren, und Manches interessiert mich wirklich. So zum Beispiel die Kletterstange voll wünschenswerther Dinge, die jetzt in der Welt aufgerichtet sein soll —“

„Und welcher die Streber in hellen Haufen zuströmen, nicht wahr, Margarete?“ unterbrach sie Herbert mit kaltem Lächeln.

Ihr Blick, der dem seinen begegnete, verdunkelte sich. „Ja wohl, Onkel! Solche, denen der ehrliebe Heimatboden nicht gut genug, der gerade Weg nicht der beste ist. Manch braves Menschentum soll bei dem Anstrome zu Boden getreten werden. Sonst soll das Klettern leicht sein, sagen die Leute; man müsse immer nur auf die äußeren Signale achten; um Gotteswillen aber nie auf irgend eine innere Stimme wie die des Herzens oder der wahren Ueberzeugung, sonst falle man herab, wie der angerufene Nachtwandler vom Dach. Auch schöne Damenhände sollen manchmal helfen —“

„Hi!“ machte Tante Sophie und hob den Zeigefinger in der Richtung des Treppenhauses. Es mochte ihr wohl gelegen kommen, daß draußen Schritte heraufposterten und das Gespräch unterbrachen, welchem die übermüthigen Anspielungen des jungen Mädchens eine peinliche Wendung zu geben drohten. „Lauf und wirf das Kleid ab, Gretel!“ drängte sie. „Dem Schritte nach ist's Reinhold, der heraufkommt, und der kann selten einen Spass vertragen, er wird leicht grob!“

Margarete flog nach der Thür. Sie vermied es ängstlich, mit dem reizbaren Bruder in Kollision zu kommen; aber schon war es zu spät; Reinhold kam in Begleitung der Großmama den Flurhaal entlang.

12.

Die Eintretenden prallten zurück vor der aus dem Rahmen gestiegenen „schönen Dore“, die sich wieder bis an den Tisch inmitten des Salons zurückgezogen hatte, die Stirn gesenkt, als erwarte sie widerspruchslos die Grobheiten, die auf ihr Haupt niederregnen sollten.

„Das ist wieder einmal ein verrückter Streich von Dir, Gretel! Den Tod könnte man davon haben,“ sagte denn auch Herr Lamprecht junior prompt, nachdem er zu Athem gekommen war.

„Ja, Holdchen, es war eine grenzenlose Albernheit,“ gab sie launflüchelnd zu. Dabei ging sie von Thür zu Thür, um die offenen Flügel zu schließen — für Reinhold war der Zug stets verberblich.

„Anstirn!“ murte er und folgte jeder ihrer Bewegungen mit geärgertem Blicke. „Das rauscht und rasselt, und das Silber staubt ab von den morschen Fäden. Der Papa sollte nur kommen und sehen, wie Du das kostbare Inventarstück über die Dielen schleiffst! Da wär's aus und vorbei mit seiner Vorliebe, die ihm geradezu über Nacht gekommen sein muß — thut er doch gerade, als hättest Du in Berlin die Weisheit mit Löffeln gegessen!“

„Nege Dich nicht auf!“ bat sie. „Ich gehe gleich. In wenig Minuten hängt das Kleid an seinem Plage und ich werde mich nie wieder daran vergraisen. Geh, sei gut!“

Sie legte bittend ihre zarten Fingerspitzen auf seine Hand, die er auf den Tisch stützte; aber er schob sie weg. „Ach, lasse doch die Kindereien, Gretel! Ich hab's von klein auf nicht leiden können, wenn man mir zu nahe kommt — das weißt Du doch!“

Sie nickte lächelnd mit dem Kopfe, nahm vorsichtig das Kleid auf, um das Lärmen beim Hinausgehen zu verhindern, und ging zur Mittelthür. Aber an der Schwelle zögerte sie und wandte sich zurück.

„Was sind denn da für Dummheiten geschehen?“ hatte sie Reinhold fragen hören, und nun sah sie, wie er die Wasencherben durch einander warf.

„Ja, siehst Du, Reinhold, das ist nun so ein kleines Malheur, wie es Einem bei einer gründlichen Kämmerei leicht passiert,“ sagte Tante Sophie achselzuckend. Sie vermied es geflissentlich, den eigentlichen Missethäter, den „armen Tapp“, zu nennen.

„Was, ein kleines Malheur?“ wiederholte der junge Mensch ganz empört. „Aber, Tante, Du scheinst auch nicht die blasse Ahnung von dem Geldwerthe zu haben, der Dir hier oben anvertraut ist! Bare zehn Dukaten hat die Base gelostet; ich will es Dir aus dem Inventarbuch beweisen — bare zehn Dukaten! Ja, weiß Gott, es ist geradezu haarsträubend, wie oft aus Marotte mit dem Gelde gehaust wird! Der gute Großpapa ist auch so Einer gewesen. Tausende stecken in dem Kram aus Orlins Zeiten, den er zusammengesammelt hat. Die Antiquitätenhändler wissen das und klopfen immer wieder an bei uns; aber der Papa wird allemal grob, und ich würge dann tagelang an dem Kerker über die unverantwortliche Verschwendung! . . . Aber es wird auch einmal anders, und dann weiß ich Einen, der aufräumt. Da wird Alles versilbert, Alles, was nicht absolut nöthig ist zum Hausgebrauch.“ Er schüttelte den Kopf und warf die Scherbe in seiner Hand auf den Tisch. „Zehn Dukaten! Ein Pappenspiel natürlicher Weise! Eine Lappalie für Alle in unserem Hause, die nicht rechnen können —“

„Na, sei nur ruhig; ich hab' das Einmaleins gründlich weg und brauche nicht auf Euren Komptoirbücheln zu sitzen, um zu wissen, was das Geld werth ist,“ unterbrach ihn Tante Sophie gleichmüthig. „Die zehn Dukaten sind aber schon dazumal zum Fenster hinausgeworfen gewesen. Auch der Klügste läßt sich einmal anführen mit nachgemachtem Zeug, wie das hier ist.“ Sie zeigte auf die Scherven.

„Wie — nachgemacht? Wer sagt denn das?“

„Margarete sagt es,“ sprach der Landrath, der langsam an den Tisch getreten war.

Reinhold lachte laut auf. „Die Grete? Diese da?“ Er zeigte mit dem Finger nach dem jungen Mädchen.

„Ja, Deine Schwester,“ bestätigte Herbert mit festem, verweijendem Blick in das impertinent grinsende Gesicht des Neffen. „Ich möchte Dich übrigens bitten, den Ton, welchen Du der Tante und Deiner Schwester gegenüber noch so jugenhaft unmanierlich anschlägt, nunmehr zu ändern. Es ist Dir zeitlebens, Deiner reizbaren Nerven wegen, sehr viel nachgesehen worden, allzu viel, wie ich fürchte — aber nun solltest Du doch wissen, daß auch Du Anstandspflichten hast.“

Reinhold hatte den Sprecher anfänglich ganz perplex angestarrt; eine solche ernste Rüge aus diesem Munde war ihm neu; aber bei all seiner Unverschämtheit war er doch ein feiger Burche, der jedem Stärkeren aus dem Wege ging. Er wagte an seiner Unterlippe und wagte kein Wort der Erwiderung. Scheu weggehend, griff er in die Brusttasche, zog einen Brief heraus und warf ihn so auf den Tisch, daß das sehr große Siegel oben auf zu liegen kam.

„Hier, Grete, der Brief ist vorhin im Komptoir für Dich abgegeben worden,“ sagte er mürrisch. „Nur des Wappens wegen, das fast so groß ist, wie unser herzogliches, bin ich die zugige Treppe hinaufgelaufen; sonst ist es mir sehr egal, wer Dir schreibt.“

Das junge Mädchen war feuerroth geworden. Der Uebermuth, der vorhin ihre ganze Erscheinung befecht hatte, war kläglich zusammengesunken. Fast hilflos, mit einem angstvoll scheuen Blick nach dem Briefe stand sie da wie ein tieferschrockenes Kind.

„Das ist das Wappen der Herren von Billingen-Wackerwig, Reinhold,“ sagte die Frau Amtsräthin ganz feierlich, mit hörbarer Ergriffenheit. „Ich könnte Dir manches heilig aufgehobene Billeddon mit diesem herrlichen Siegel zeigen. Ein Fräulein von Billingen war früher Obersthofmeisterin bei unseren gnädigsten Herrschaften. Sie war mir sehr gütig gesinnt und korrespondirte mit mir über unseren Frauenverein. . . . Mein Gott, wenn ich damals hätte denken sollen“ — sie brach ab mit einem fast verzückten Ausbilde, schlang ihren Arm um die Taille der Enkelin und zog sie an sich. „Mein liebes, liebes Gretchen, Du kleine Spitzbübchen!“ rief sie mit tiefer Zärtlichkeit. „Also das ist der Magnet gewesen, der Dich in Berlin festgehalten hat? . . . Und ich bin so unverantwortlich kurzsichtig gewesen und habe Dir Vorwürfe gemacht, während Du bekrummt warst, ein unausprechliches Glück in unser Haus zu bringen! Solch eine blinde, ungerechte Großmama, gelt, Herzenskind? . . . Bist Du mir böse?“

Die Enkelin entschlüpfte der Umarmung und trat um einen Schritt weg. Sie hatte ihre Fassung wieder gewonnen. „Ich habe keinen Grund, böse zu sein — ein solches Gefühl würde sich auch wenig schiden für die Enkelin,“ sagte sie fast trocken und zupfte ordnend, mit einem Seitenblick nach Reinhold, an den Spitzen des „kostbaren Inventarstückes“. „Solche Extravaganzen dürfen wir uns nicht erlauben, so lange ich in Staatskleid der schönen Dore stecke — Reinhold wird zanken.“

„Ach, wüßte er, was ich weiß,“ entgegnete die alte Dame mit schalkhaftem Augenblinzeln, „dann würde er nur mit mir finden, daß Dir die Robe unvergleichlich steht! Ja, so wie ich Dich da vor mir sehe, mit der wirklich vornehmen Haltung und dem — nun, auch eine Großmama darf einmal schwach sein in ihrer großmütterlichen Eitelkeit — und dem durchgeistigten, pikanten Gesichtchen — ja, so könntest Du Dich getrost den illustren Frauengestalten anreihen, die in einem gewissen Saale von den Wänden blicken —“

„Auch mit dem wilden Haar und den Jungenmanieren, Großmama?“

Die Frau Amtsräthin wurde ein wenig roth und hob beide Hände empor.

„Liebes Kind — doch nein,“ unterbrach sie sich, „ich will heute still sein! Morgen, oder vielleicht auch erst in einigen Tagen, wirst Du mir viel zu sagen haben, unendlich viel, mein Kind, was mich lebenslang beseligend wird, ich weiß es. Bis dahin will ich mich bescheiden!“

Margarete antwortete nicht. Mit scheuem Finger griff sie nach dem Briefe, hob ihn in die weite Kleidertasche und ging hinaus, um die Staatsrobe wieder an Ort und Stelle zu bringen. In diesem Augenblick erinnerte sich auch die Frau Amtsräthin, daß sie ja eigentlich nur heruntergekommen sei, um sich bei Tante Sophie ein Tortenrezept auszubitten, der Herr Landrath aber, der ja auch nur hier eingetreten, weil er draußen im Vorübergehen das Geräusch der stürzenden Base gehört, hatte Gut und Stock vom Tisch genommen und war mittlerweile in den Flurhaal hinaus gegangen.

Er stand vor dem nächsten Büffel und besah anscheinend sehr interessiert die alten Humpen und Becher, als Margarete an ihm vorüber nach dem Gange schritt.

„Du wirst mir später einmal viel abzubitten haben, Margarete,“ sagte er halbblau, aber mit Nachdruck über die Schulter hinweg zu ihr.

„Ich, Onkel?“ Sie hemmte ihre Schritte und trat verstoßen lächelnd näher. „Mein Gott, sofort, auf der Stelle soll es geschehen, wenn Du es wünschst! Töchter und Nichten müssen das, und können es auch getrost, unbeschadet ihrer Mädchenwürde.“

Er wandte sich voll nach ihr um; zugleich warf er aber auch auf den herankommenden Reinhold einen so streng und finstern zurückweisenden Blick, daß der lange Mensch betroffen steht machte und mit den beiden alten Damen den Flurhaal verließ.

„Du scheinst die Jahre, während welcher wir uns nicht gesehen haben, für meine Person doppelt zu rechnen,“ sagte Herbert finstern. „Ich komme Dir wohl sehr alt und ehrwürdig vor, Margarete?“

Sie bog ihr Gesicht ein wenig zur Seite, und die übermüthigen Augen huschten musternd über seine Züge. „Nun weißt Du, gar so schlimm ist's nicht — ich sehe noch kein einziges graues Haar in Deinem schönen Barte.“

„Schlimm genug, wenn Du bereits darnach suchst!“ Er sah einen Moment weg durch das nächste Fenster. „Es war mir ein wenig verwunderlich, bei Deiner Ankunft so respektvoll von Dir begrüßt zu werden; meines Wissens hat mich immer nur Reinhold, Onkel, genannt, Du nie!“

„Du hast Recht — ich nie, trotz so mancher Strafpredigt! Dein Onkelgesicht imponirte mir nicht! Gerade wie Milch und Blut ist's,“ sagte Bärbe immer.“

„Ach so — nun sind Dir die Farben greisenhaft genug?“

Sie lachte. „Ach, das spricht ja gar nicht mehr mit — der Bart macht's! Solch ein aristokratisch gescheitelter Kinnbart imponirt, Onkel!“

Er verbeugte sich ironisch.

„Und dann — als ich Dich vorgestern Abend neben der schönen Dame sitzen sah, und Du kamst dann heraus in den Flurhaal, Zoll für Zoll der erste Beamte der Stadt, und Deine

em einen
Ich habe
sich auch
id zupfe
nigen des
afen wie
nen Dore

te Dame
mit mir
wie ich
ung und
sein in
eistigten,
rost den
n Saale

anieren',

ob beide

ich will
einigen
el, mein
es. Bis

griff sie
und ging
bringen.
tsrätin,
ei Tante
th aber,
Vorüber-
hut und
Zurtaal

scheinend
arete an

rgarete,
e hinweg

trat ver-
stelle soll
n müssen
unwürde."

er aber
nd finster
n kehrt
verließ.

ns nicht
e Herbert
dig vor,

ie über-
nu weist
einziges

Er sah
war mit
voll von
amer nur

afpredigt!
Kilch und

genug?"
nit — der
Kinnbart

leben der
s in den
nd Deine



Der Kampf ums Dasein. Nach dem Selgenilde von L. von Treestay.

ganze Erscheinung umleuchtet von dem Widerschein fürstlicher Bornehmtheit, da kam mir das Respektgefühl geradezu überwältigend, und ich schämte mich furchtbar.“

„Da muß ich ja wohl sehr entzückt sein, daß Dir der Onkeltitel nun so flott von den Lippen kommt?“

Sie wiegte lächelnd den Kopf. „Nun weißt Du, so ganz unbedingt ist das nicht zu verlangen. Ich sehe recht gut ein, daß es nicht angenehm sein mag, von einem so alten Mädchen, wie ich bin, Onkel genannt zu werden. Aber ich kann Dir nicht helfen. Wir armen Lamprechts-Kinder sind ohnehin zu kurz gekommen; wir haben nur diesen einen Mutterbruder, und wenn auch nur ein Stiefonkel, mußst Du Dir es doch gefallen lassen, zeitlebens Onkel Herbert zu bleiben.“

„Nun gut, ich bin's zufrieden, liebe Nichte! — Aber Du wirst nun auch wissen, daß Du diesem anerkannten Onkel gegenüber die Pflicht des Gehorsams übernimmst.“

Sie stutzte; aber sofort ging auch ein Strahl des Verständnisses durch ihre Züge. „Ach, Du meinst das!“ Sie legte die Hand, dunkel erröthend, auf die Taiche, in welcher das angetimmene Schreiben steckte, und in ihren Augen glomm es wie feindselig auf.

Er sah nur mit halbem Blick hin und schwieg.

„Ja, das ist's!“ rief sie mit Bestimmtheit. „Du denkst genau wie die Großmama. Ihr seid stolz auf die Aussicht, die sich mir bietet, und öffnet dem Freier Herz und Arme, ohne ihn je gesehen zu haben. Wozu auch? Kennt Ihr doch seinen Namen — mehr braucht es nicht. . . Nun kennst Du aber auch den Luerkopf Deiner Nichte, und vielleicht beschleicht Dich die geheime Furcht, daß sie den grenzenlos dummen Streich machen könnte, lieber Grete Lamprecht bleiben zu wollen; da ist ein Recht mehr gegen den Oppositionsgeist von großem Werth für die Familie. Das Haus Marischall ist im Begriff, bis über die Wolken zu steigen, und da verlangt es das eigene Interesse, daß auch die verwandten Lamprechts höher gehoben werden.“

„Es ist erstaunlich, wie scharfsinnig Du bist!“

Sie lachte. „Nein, Onkel, das Kompliment weise ich zurück! Du denkst zu schmeichelhaft von mir. Der da“ — sie hob den kleinen Finger der Rechten — „der sagt mir's nicht. . . Für mich ist die ganze Lust unseres Hauses besetzt und lebendig; aus allen Gängen und Treppenecken wispert und flüstert es mir zu; denn ich bin an einem Ostermontag geboren und habe mich immer sehr gut mit unseren Hausgeistern gestanden. Und wie sie mir früher von den alten Zeiten zuraunten, von den Silberfäden des Lein, die sich draußen auf Handelswegen verwandelt und als eitel Gold in die Trüben meiner Urväter zurückgeschossen sind, so flüstern sie jetzt von einem ganz andern Glanz, von fürstlicher Huld und Gnade, von der Günst schöner, blaublättriger Frauen und von dem alten Plebejerblut, das nach jahrhundertelangem Sammelfleiß nunmehr reif sei, in einer höheren Kaste aufzugehen.“

„Ei, das sind ja ganz allerliebste Kobolde mit ihren kleinen Bosheiten, die die Luft vergiften! Man sollte auf sie sahnen —“

„Mit Deinen Gendarmen, Onkel? Das gäb' aber einen Spaß für die lustigen Kameraden! Sie würden erst recht an meinem Ohr niederhoden und weiter erzählen von dem neuen Theaterstück in Lamprecht's Hause, in welchem sogar das dumme Ding, die Grete, mitvielen soll — ein Freiherrnkröndchen auf das Strennwelhaar gesetzt, und die Wandlung sei fertig, meinen sie. . . Aber weißt Du, Onkel, ein ganz klein wenig Stimme habe ich doch auch dabei, meinst Du nicht? Das kleine Wörtchen ‚Ja‘ muß doch auch gesagt werden. Und da nehmt Euch nur in Acht, daß der Vogel nicht davonsiegt, ehe er gesungen hat! Mich faugt Ihr nicht!“

„Es läme auf eine Probe an —“

„Versuch's, Onkel!“ Sie sah halb über die Schulter nach ihm zurück, und ihre Augen sprühten auf, als sei sie sofort bereit, den Wettlauf der Geister anzutreten.

„Ich nehme die Herausforderung an, darauf verlasse Dich! Aber das merke Dir, habe ich den Vogel einmal, dann ist's um ihn geschehen!“

„Ach, das arme Ding, da muß es singen, wie Du pfeiffst!“ lachte sie. „Aber ich fürchte mich nicht — ich bin eine Spottdroffel, Onkel, und könnte Dich leicht auf den verkehrten Weg locken!“

Sie verbeugte sich grazios, unter heimlichem Lachen, und schritt eiligst nach dem Gänge hinter Frau Dorotheens Sterbe-

zimmer, und während sie mit stinken Händen die Spangen des Kleides löste, hörte sie, wie der Landrath den Kuriaal verließ. Zugleich wurde aber auch die Stimme ihres die Treppe heraufkommenden Vaters laut. Die beiden Herren begrüßten sich, wie es schien, unter der Thür; dann fiel diese zu, und der Kommerzienrath ging nach seinem Zimmer.

Er war schon in aller Frühe nach Dambach geritten, war über Mittag draußen verblieben und kam eben heim. Es drängte sie, ihn zu begrüßen, um so mehr, als er heute Morgen düster-schweigend, mit verfinstertem Gesicht zu Pferde geessen und für ihr fröhliches „Guten Morgen“ vom Fenster aus kaum ein leichtes Kopfnicken und kein Wort der Erwidernng gehabt hatte. Das war ihr schmerzlich auf das junge, frohzeitimnte Herz gefallen. Aber Tante Sophie hatte sie getröstet. Das sei wieder einmal solch ein schlimmer Tag, wo man sich stillschweigend zurückhalten und ihm aus dem Wege gehen müsse, hatte sie gemeint. Er wisse da selbst am besten, was ihm noththue, um das schwarze Gespenst loszuwerden — das sei ein Kitz in die frische Luft hinaus und Zerstreung draußen im Fabrikgetriebe. Abends werde er schon „umgänglicher“ zurückkommen.

Die Protaschlepp der schönen Dore hing wieder in der tiefsten Schrankdecke, und Margarete war eben im Begriff, ihr Haar zu ordnen, als sie abermals die Zimmerthür ihres Vaters gehen hörte. Er trat wieder heraus und ging den Kuriaal entlang. Er kam rasch näher, und es schien, als schreie er direkt dem Gänge zu.

Margarete erschraf. Sie war in Unterkleidern und mochte sich überhaupt nicht hier vor ihm sehen lassen; wußte sie doch nicht, in welcher Stimmung er heimgelommen war und wie er ihr muthwilliges Attentat auf das ehrwürdige Inventarstück des Hauses beurtheilen würde. Ein wahres Angstgefühl packte sie. Unwillkürlich schlüpfte sie in den Schrank, schmiegte sich tief in die Seidenwogen — es war ihr, als verfinke sie in rauschenden Gewässern — und zog die Thür leise an sich.

Wenige Augenblicke nachher kam der Kommerzienrath um die Gänge. Durch die schmale Thürspalte konnte ihn die Tochter sehen. Der Kitz in die frische Luft und das Fabriktreiben in Dambach hatten nicht an das Gepräge schwarzer Melancholie gerührt, welches diese schöne Männererscheinung für Alle im Hause oft so furchterweckend machte. Er hatte einen kleinen Strauß frischer Rosen in der Rechten und schritt achlos zwischen den Bilderreihen seiner Vorfahren hin. Nur das Delbild der schönen Dore, welches, schräg zwischen die Schrankdecke und die Wand gelehnt, ihm die bezaubernde Gestalt gewissermaßen entgegengetreten ließ, schien eine unheimliche Wirkung auf ihn zu üben. Er fuhr zurück und legte die Hand über die Augen, als bestalle ihn ein Schwindel. Dieses Erschrecken war begreiflich. Drüben im rothen Salon, hoch an der hellen Wand, trat das Dämonische dieser Schönheit nie so sieghaft hervor, wie hier, im spukhaften Halbdunkel. . . Er murmelte leidenschaftliche Worte in sich hinein, packte wie in einem Wuthanfall das schwere Bild und lehrte es gegen die Wand. Der Rahmen schlug hart an das Mauergerüst und krachte in den Fugen.

Der erschrockenen Tochter stockte der Athem. War es doch, als schlage aus dem finsternen, melancholischen Brüten plötzlich die Flamme des Jervins empor, als müsse die gewaltige Hand zerstörungswäthig das stille Kaufmannshaus zum Schauplatz grauenvoller Ereignisse machen. Aber das Furchtbare geschah nicht. Mit dem Verschwinden der Frauengestalt in der dunklen Ecke schien auch der Sturm in der Seele des aufgeregten Mannes beschwichtigt. Er schritt weiter, dicht an der Tochter vorüber, jedoch sie durch die klaffende Thürspalte sein heftiges Ausathmen zu spüren meinte.

Gleich darauf rasselte der Schlüssel im nächsten Thürschloß. Der Kommerzienrath trat ein, zog den Schlüssel wieder ab und schob drinnen den Riegel vor.

Ein Grauen überflücht die Laufende. Was that er drinnen, so allein mit seinen dunklen Gedanken in den öden, verstaubten Räumen? — Niemand im Hause ahnte, daß er noch hier verkehrte. Wäre behauptete, er sei mit keinem Fuße wieder in den Gang gekommen — dazumal müsse ihm doch gar zu arg aufgespielt worden sein; denn für nichts und wider Nichts gäbe kein beherzter Mann so jämmerlich Herjüngel, daß er sich nicht wieder zurücktraue. Nun war er doch drin — wie vergraben

in der tiefen Stille und Dämmerung; denn kein Laut drang heran. — Vielleicht war es aber gerade diese grabesruhige Abgeschiedenheit, die er schließlich suchte, wenn er im Weltgetriebe seinen bösen Dämon nicht abzuschütteln vermochte. Sie jänstigte wohl den inneren Sturm, das heiße, kranke Blut, das ihm so drückend den Kopf verdunkelte. . . . Ja, er war krank. Es war nicht, wie die Großmama fälschlich behauptete, ausschließlich der Gram um ihre verstorbene Mutter, der ihn so furchtbar veränderte — war er doch in den ersten Jahren nach ihrem Tode nicht so verbittert und schwarzgallig gewesen — nein, er war krank, Wahngelüste verfolgten und marterten ihn; das hatte sie

schon am Abend ihrer Ankunft erkennen müssen. Er, der streng-rechtliche, pünktliche Chef der hochgeachteten Firma Lamprecht, der stolze Mann, auf dessen Ehre auch nicht der leiseste Matel haftete, er bildete sich plötzlich ein, es könne eine Zeit kommen, wo man mit Fingern auf ihn zeige, wo er verachtet sein werde in Kreisen, denen sein falscher Ehrgeiz unablässig zustrebte. Das Herz krampte sich ihr zusammen vor Weh, indem sie sich vergegenwärtigte, wie er vor ihr, seinem Kinde, in jenem Augenblicke fast stehend gestanden und an ihre Mithilfe, ihre kindliche Treue appelliert hatte. So weit hatte ihn die tückische Krankheit bereits gebracht!

(Fortsetzung folgt.)

Robert Hamerling.

Einem von den Zeitungen im vergangenen Sommer veröffentlichten Aufsatz, Robert Hamerling in seinem Geburtsorte ein Denkmal zu setzen, ist alsbald eine Erklärung des Dichters nachgefolgt, es sei lediglich Sache der Nachwelt, zu entscheiden, ob ihm solche Ehre gebühre. Inzwischen werden sich's die Zeitgenossen nicht nehmen lassen, dem Dichter, wie seither, ihre Huldigung darzubringen und seine Schaffenslust durch das Bewußtsein zu erhöhen, daß er seine Gaben nicht an ein Geschlecht von Verständnislosen und Undankbaren verschwende. Und wenn Robert Hamerling das häufige Los deutscher Dichter theilt, äußerer Glücksgüter zu entbehren, so haben ihn doch freundlichere Sterne geleuchtet, als seinem Landsmann Grillparzer, den an seinem Lebensabend Laube für die Oesterreicher und die Deutschen im Reiche erst neu entdecken mußte. Schon um den jungen Dichter sammelte sich in der Heimat eine große Gemeinde von Verehrern; treue Anhänger umgaben ihn auf seinem Krankenlager zu Graz, und gar Vielen ist es eine Herzenspflicht, wenigstens einmal im Jahre nach der Hauptstadt Steiermarks zu seinem Besuche zu pilgern.

Robert Hamerling ist am 22. März 1830 zu Kirchberg am Walde in Niederösterreich geboren. Das Häuschen seines Vaters stand bei einem fürstlichen Thiergarten, aus dessen Tannendunkel ein griechischer Tempel hervor schimmerte; der Thiergarten gehörte zu dem schönen Schlosse, in welchem die Familie des entthronten Karl X. von Frankreich ein Asyl gefunden. Zum geheimnißvollen Schauer des deutschen Waldes, der die Kindesseele erfüllen mußte, gefellte sich die Ahnung des hellenischen Schönheitsideals und der erste Eindruck eines gewaltigen Völkerschicksals: drei Elemente, denen wir im späteren Dichten des Jünglings und Mannes immer wieder begegnen sollen.

Schon als siebenjähriger Knabe fand er Trost für die Armut des Vaterhauses in dichterischen Träumen; sein frühestes Talent öffnete ihm zuerst die Pforten des nahen Schlosses, dessen junge Bewohnerinnen ihn im Französischen unterrichteten, und verschafte ihm im neunten Lebensjahre die Aufnahme als Chorknabe im Cisterzienserstifte Zwettl, wo er sich von der Mühsal des Lateinlernens beim Dichten erholte. Ein Gedicht des zwölfjährigen Knaben „Das arme Kind“ rührte die französische Prinzessin Louise, spätere Herzogin von Parma, so, daß sie seine Mutter als eine Glückliche pries und dem jungen Studenten ihre Unterstützung zuwandte.

Mit jugendlichem Selbstvertrauen machte sich Hamerling, nachdem er vom Stifte, mit seinen Eltern, nach Wien übersiedelt war, an die größten Vorwürfe. Noch vor seinem sechzehnten Jahre hatte er ein zweiaktiges Drama „Columbus“, ein fünfaktiges „Die Märtyrer“ und eine Canzone „Cathujia“, sowie eine Menge Sonette und Lieder verfaßt, die später in den Bänden „Sinnen und Mienen“ aufgenommen wurden. Ein erster Sinn für die Menschengeschichte, eine an den Schwaben Hölzerlin erinnernde Sehnsucht nach Hellas und germanisches Naturgefühl waren schon in dem Jüngling zu einer dichterischen Eigenart zusammengelassen, die sich in der Folge nur immer bestimmter ausprägen sollte.

Das Bewegungsjahr 1848 rief Robert Hamerling aus seinem stillen Stübchen auf die Straße und in Volksversammlungen, wo er voll glühender Begeisterung die frohe Botschaft von einem durch die Freiheit verjüngten Oesterreich vernahm. Es war ihm heiliger Ernst mit dem Waffentragen in der Akademischen Legion, und er legte Säbel und Gewehr erst nieder, als in den Oktobertagen die Kroaten Windischgrätz's schon die Herren Wiens geworden

waren und die Häuser der Hauptstadt nach Legionären durchspürten. Der Dichter mag heute vielleicht den Freiheitsraum seiner Jugend belächeln, aber dem Ideal eines einigen deutschen Vaterlandes, an welches er damals glauben lernte, opfert er auch heute noch in unerschütterter Treue. Mitten in seinen sprachlichen, philosophischen und medicinischen Studien, die er im Frieden einer dumpfen politischen Reaktion wieder aufnahm, trug er sich mit dem Plane eines nationalen Dramas „Hermann“. Dem Sehnen nach hellenischer Gefühls- und Gedankenwelt that er Genüge in einem damals von ihm verfaßten Märchen „Atlantis“, und in einem Rufenthalmanach vom Jahre 1852 trat er zum ersten Mal als Lyriker mit drei Liedern vor die Öffentlichkeit.

Ein nur zu kurzer Sonnenschein des Glückes leuchtete ihm, als er ein Stipendium und die Erlaubniß erhielt, zuerst im Theresianum und akademischen Gymnasium zu Wien, dann zu Graz Unterrichtsstunden zu geben, neben denen er sorgenfrei seiner Muse leben konnte. Allein die Pflicht, für seine betagten Eltern zu sorgen, zwang ihn wieder, von dem freien Dichterleben Abschied zu nehmen; er mußte die Lehramtsprüfung ablegen, um 1855 eine Professur am Gymnasium zu Triest antreten zu können, eine Thätigkeit, die sein Gemüth doppelt belastete, da jetzt zuerst die Krankheitserscheinungen sich einstellten, die ihn fortan nie ganz verlassen.

Dennoch schwang er sich damals zu dem „Sangesgruß von der Abria“ auf, einer lyrischen Dichtung, die ihm reiches Lob von den besonnensten Kritikern eintug und die allgemeine Aufmerksamkeit auf den Lehrer lenkte, der da an der Grenze deutschen Wesens so neue und fähne Reizen erschallen ließ. Von Triest ging er mehr als einmal nach Venedig hinüber, welches damals noch im Besitze Oesterreichs war, und schuf dort jenes lyrische Epos „Venus im Exil“, in welchem er mit aller sinnlichen Gluth, aber mit einer noch etwas unsicheren Gestaltungskraft die Göttin der Schönheit preist. Seine erste Sammlung lyrischer Gedichte „Sinnen und Mienen“, in denen noch, wie er selber sagt, eine allzu subjektive Richtung der Lyrik vorherrscht, gab er 1859 heraus. Der Donner von Solferino und der Verlust der Lombardie konnte ihn, wie es scheint, in seinem dichterischen Träumen nicht beirren. Und doch war Hamerling ein Mann von ausgesprochenem historischen Gefühl! Diesem letzteren und seiner deutschen Vaterlandsliebe ließ er freilich drei Jahre später einen nur um so begeisterteren Ausdruck in seiner Canzone „Germanenzug“, den man nicht unpassend den Fries zu einem großen epischen Wandgemälde genannt hat, der vorzugsweise durch die Darstellung der Idee in lebensvoller und frappirender Gruppierung Eindruck macht. Ueber sein etwa um dieselbe Zeit erschienenenes herrliches „Schwanenlied der Romantik“ hat Robert Hamerling selbst einmal geschrieben: „Meine Dichtung singt nicht etwa in Hölderlin's und Schiller's Art ausschließlich dem untergegangenen Lebens- und Schönheitsideale der Griechen, sondern allen dahin geschwundenen Blütenzeitaltern des Menschheitslebens eine Threnodie; zugleich wendet sie sich in die Zukunft mit prophetischen Nachtgesichten, die nichts sein wollen, als eine ins poetische Gewand der Prophetie gekleidete Warnung an das Zeitalter, das schöpferische Leben des Herzens und der Phantasie hinter dem naturbezwingenden, aber auch entseelenden Leben des Verstandes nicht allzuviel zurücktreten zu lassen.“

Eine entscheidende Wendung im Leben und Dichten Robert Hamerling's bezeichnet sein 1865 erschienener „Abasverus in Rom“. Nachdem er mit seinem „Germanenzug“ einen ersten

Schritt auf der Bahn der Epik gewagt, befundet er nunmehr seine volle Meisterhaft in dieser Dichtart. Jahre lang hatte er schon den Plan des Ahasverus im Kopfe herumgetragen und bis in seine Einzelheiten ausgedacht. Daher bei aller scheinbaren Willkür, die mit dem gewaltigen Stoffe nur zu spielen scheint, die wohlbedachte Ordnung in der Komposition, daher bei aller Leppigkeit der Schilderung, bei allem Reichthum und Glanze der Bilder die zielbewußte Strenge, womit die dramatisch belebte Handlung fortgeleitet wird, und daher die kräftige Zeichnung der Charaktere. Wenn wir davon absehen, daß Robert Hamerling aus Rücksichten des Geschmacks abstoßende Züge aus den Berichten eines Tacitus und Suetonius mildern mußte, so müssen wir gestehen, daß wir kein zugleich großartigeres und getreueres Gemälde des römischen Kaiserreichs in seiner Entartung kennen, als dasjenige, welches im Ahasverus vor uns aufgerollt ist. Man hat vom Standpunkte der Moral bedauern wollen, daß der Dichter nicht der Predigt des Genusses die Religion der Entsaugung, den Gränzen der Bacchanalien die Feier der christlichen Geheimnisse, dem goldenen Hause Nero's die Kirche der Katakomben, der Poppäa, Agrippina und Actäa christliche Märtyrerinnen jungfräulicher Keuschheit, endlich dem heidnischen Genüßriesen Nero statt des schwachen und verbrecherischen Kain-Ahasverus die christlichen Glaubens- und Tugendriesen Petrus und Paulus gegenüber gestellt habe. Allein der Dichter hat nur von einem souveränen Rechte Gebrauch gemacht, das erste Christenthum bloß epifodenhaft zu behandeln, nachdem er einmal seinen Ahasver als den ewigen Menschen, nicht bloß als den Juden von Jerusalem aufgefaßt, der gegen den Messias trozt. „Götter kommen und schwinden — ewig wandert Ahasver“. Diefem Vertreter der Menschheit ist das titanisch sich aufbäumende Individuum, der ewigen Todessehnsucht des Unsterblichen der unendliche Lebensdrang des Sterblichen in Nero gegenüber gestellt, und damit allerdings, was der Dichter mit klarem Bewußtsein anstrebte, Grund und Boden für ein wirkliches Epos gewonnen.

Dem durchschlagenden Erfolge seines „Ahasverus in Rom“ dankte Robert Hamerling auch eine Besserung in seinen äußeren Lebensverhältnissen. Sein durch Krankheit begründetes Gesuch um Entlassung aus dem Lehramte wurde bewilligt und ihm zugleich von einer ihm persönlich fern stehenden Bewundererin seines Ahasver ein Betrag zugewendet, der ihm über die augenblicklichen Schwierigkeiten der Lage hinweg half. Der Dichter konnte sich jetzt in das liebliche Graz zurückziehen und von nun ganz den Muses leben. Sein leider vielfach durch Krankheit getrübt Leben theilt sich fortan noch ausschließlich als seither nach den Stationen ein, die den Namen von seinen Werken tragen.

Während Robert Hamerling für die Dichtung, die uns auf den Boden des alten Roms versetzt, den uns anheimelnden erzählenden Vers von vier Hebungen und Senkungen gewählt hatte, erzählt er uns nun, gleichsam um seinem jungen Stoff antike Würde zu verleihen, in allerdings ungewöhnlich biegsamen und

klangvollen Hexametern die „seltsamste, deusamste aller Geschichten, die auf germanischer Erde geschah“, die Geschichte des Johann von Leyden. „Der König von Sion“, an plastischer Gestaltungs-kraft und Reinheit der epischen Behandlung das Schreckensgemälde des Ahasver noch übertreffend, theilt mit letzterem den Charakterzug, daß das Endliche, Zufällige der geschilderten geschichtlichen Erscheinung, ohne gewaltiges „Hineingeheimnissen“, in die Sphäre des Unvergänglichen, immer Wiederkehrenden empor gehoben erscheint. Man hat mit Recht aufmerksam gemacht, daß niemals in unserer Gegenwart die Klust zwischen dem Hochsinne geist- und gemüthvoller Volksführer, jene verhängnißvolle Klust zwischen der selbstlosen Idealität solcher begeisterter Männer und der platten Selbstsucht und Nothheit scheinbar ihnen anhängender und jauchzender Massen so ergreifend geschildert worden ist als in diesem Epos, in welchem sich Hamerling als echter, mitfühlender und mitstrebbender Sohn seiner Zeit erweist.

Als echter Sohn seines Volkes begrüßte er auch jubelnd das neu erstandene Deutsche Reich und setzte er, mit dem Uebermuth und Wig eines Aristophanes, dem in dem großen Kriegsjahre von 1870 endgültig beseitigten Jammer der Kleinfataerei und der Uneinigkeit der deutschen Stämme in seinem 1872 erschienenen zwelftägigen Lustspiele „Teut“ das verdiente Denkmal. Jüngend erhebt er von Zeit zu Zeit seine gewaltige Stimme, um die Abtrünnlinge zu züchtigen, die in den gegenwärtigen nationalen Kämpfen Oesterreichs dem Deutschthum nicht die Treue bewahren, und mit der göttlichen Zuversicht eines Sehers spricht er denjenigen Muth zu, welche, ermattet vom jahrelangen Ringen, an der Zukunft Oesterreichs und des Deutschthums in Oesterreich ver-zweifeln möchten.

Der Unvergleichlichkeit der öffentlichen Zustände, die ihn umgaben, entrann Robert Hamerling, indem er sich in seine zweite Heimath, nach Hellas, flüchtete: mit dem dreibändigen Roman „Aspasia“ vollendete er den Kreis jener Inspirationen, die ihn von seiner Kindheit an durchs Leben begleitet hatten. In der That würde uns das Charakter- und Lebensbild Hamerling's un-fertig scheinen, wenn er nicht auch dem Hellenenthum, wie dem Römerthum und Germanenthum ein vollwerthiges dichterisches Angebinde dargebracht, wenn er uns nicht auch noch auf die Akropolis geführt hätte, nachdem er uns in Nero's goldenes Haus und in die Wälder Germaniens geführt. Es ist das Athen des Perikles, Sophokles, Phidias und der Aspasia, welches der Dichter vor uns erschauen läßt, und es ist die Blüthe edelsten Menschenthums, welche wir hier im Spiegel poetischer Beklärung schauen dürfen.

Als ob der Dichter endgültig dem Dichten abgeschworen hätte, hat er sein letztes Werk „Prosa“ genannt. Wir aber wollen auf die Fülle kleinerer Aufsätze, die Hamerling hier zusammen-gestellt, das Vertrauen gründen, daß er Allen, was unsere Zeit bewegt, seine Theilnahme zu schenken fortfahren und sich daraus den Stoff zu einem großen Zeitgemälde zurechtlegen werde, welches zu schaffen er vor Anderen berufen wäre. **Wilhelm Kaiser.**

Ueberraschung.

(Mit Illustration Seite 149.)

Fernher scholl es wie Hundegebell
Ueber die schweigende Halde —
Gäusd' ich mich nicht? — Mein herzliebster Gesell
kehrt mit der Beute vom Walde!

Schlendert gemächlich, als trieb' es ihn kaum —
Wart' nur, ich werde Dich necken!
Ruhig, mein Herr! Dort hinter dem Baum
Will ich mich hartig verrecken.

Chöreichter Waldmann, Tag und Nacht
Wart' Du im Wald auf der Suche;
Siehe, Dein Wild, hier lauert's und lacht
heimlich im Schatten der Buche.

Arglos naht Du. — Ist's Spuk? Ist's Traum? —
Daß sich der Himmel erbarme!
Wie's aus dem Stamme sich recht: — der Baum
Hat zwei lebendige Arme!

Und sie schlingen sich fest um ihn,
Zwei unlösliche Klammern.
Solchem Bauber, wer kann ihm entfliehen?
Hilft kein Flehen und Zammern.

Alein nun bist Du, Du böser Mann!
Leib und Seele verfallen!
Nimmermehr wieder durch Feld und Cam
Wirft Du mir, Frevelnder, wollen!

Der Du vergessen Dein Lieb im Wald,
Falscher, jetzt sollst Du mir küssen!
Ich bin das Waldweib, in Herengestalt,
Muß Dich zu Tode nun küssen!

Ernst Scherenberg.

Die Deutschen in Oesterreich.

Eduard von Hartmann's Ansichten über die Zukunft des Deutschthums.

Von einem Deutschböhmen.

In den beiden ersten in diesem Jahre erschienenen Nummern der „Gegenwart“ unternahm es Eduard von Hartmann in einem „Der Rückgang des Deutschthums“ überschriebenen Artikel, der deutschen Nation das Horoskop zu stellen, und kam dabei

zu dem Schlusse, daß der Panflavismus die größte, dem Deutschen Reiche sowohl als Oesterreich drohende Gefahr sei, gegen welche die Slavisierung Oesterreichs und die Umwandlung desselben in einen südwestslavischen Föderativstaat die einzige Schutzwehr sei. Für das Deutsche Reich sei es darum eine Lebensfrage, einer solchen Umwandlung Oesterreichs keine Schwierigkeiten zu bereiten, und es könne für dasselbe keine Sache der Erwägung sein, wie der Rückgang des Deutschthums in Oesterreich abzuwenden sei. Das Deutschthum da selbst sei, abgesehen von Tirol und einigen kompakten Sprachinseln an der Moldau und Donau, überall verloren, unaufhaltsam und unrettbar verloren. Nun ist freilich die politische Wahrigkeit ein Geschäft, das von altersher wenig Vertrauen genießt und in dem speciellen Falle wohl kaum an Werthschätzung gewinnen wird, wenn es sich, aller Hülsen entkleidet, als ein Rechtfertigungsversuch dafür erweist, daß Deutsche, die sonst ein so lebhaftes Nationalgefühl besitzen und fordern, wie dies für Hartmann aus seinen Schriften hervorgeht, mit vornehmer Kühnheit und würdiger Zurückhaltung den Kampf betrachten, den die Deutschen in Oesterreich um ihre nationale Existenz führen. Und auch das Verständniß für die Schlussfolgerungen, die Hartmann zieht, dürfte kaum ein sehr allgemeines werden, wenn man als Wesen derselben Forderungen erkennt, die logisch nichts Anderes bedeuten, als eine Forderung des Slavismus zum Schutze gegen das Slaventhum, und ethisch etwa auf der Höhe der That Ugolino's stehen, der seine Kinder verzehrte, wie ein bitterer Wit bemerkt, um ihnen den Vater zu erhalten. So könnte

es vielleicht als das Zweckmäßigste erscheinen, jenen Artikel Hartmann's ruhig einem stillen Gericht der öffentlichen Meinung zu überlassen. Indessen, viele Leser sind bei der Fülle des Lesestoffes, der heutzutage bewältigt werden soll,

um den Anspruch auf allgemeine Bildung zu rechtfertigen, und bei der ganzen Hast des heutigen Lebens nicht in der Lage, länger bei dem Gelesenen zu verweilen und sich über die Wichtigkeit der darin enthaltenen Thatsachen und Schlüsse zu unterrichten. Zudem treten die von einem hochangesehenen Namen getragenen Aeußerungen Hartmann's in einer so bestimmten Form und unter dem Anschein so großer logischer Präcision auf, daß doch Verwirrung durch dieselben in gar manchem echt und tief deutsch empfindenden Gemüthe zu bezorgen ist. Dies mag es rechtfertigen, wenn hiermit der Versuch einer kritischen Beleuchtung jenes Artikels — so weit er auf den oben angegebenen Inhalt Bezug hat — unternommen wird.

Zunächst ist in dieser Richtung hervorzuheben, daß man an und für sich wohl erwarten mußte, daß Jemand, der zu so einschneidenden und, wie man wohl hoffen darf, ihm selbst so widerstrebenden Schlussfolgerungen über die Zukunft seiner Nation gelangt, sich mit den Thatsachen genau vertraut gemacht hat, auf die er seine Schlussfolgerungen aufgebaut hat. Doch fand Hartmann dies sichtlich nicht für nothwendig, als er seine Betrachtungen über das Schicksal der Deutschen in Oesterreich auf den Satz gründete, daß „die ehemaligen deutschen Bundesprovinzen (dieses Reiches), abgesehen von Tirol und der Sprachinsel an der Donau, überall eine slavische Majorität zeigen“.

Ein Blick in ein statistisches Handbuch hätte ihn belehren können, daß diese Behauptung nicht bloß für das rein deutsche Salzburg, sondern auch für Steiermark, wo das Verhältniß der Deutschen zu den Slaven sich wie 79:38, für Kärnten, wo sich



Ueberraschung.

Originalzeichnung von Felix Schmidt.

dasselbe wie 24:10, ja eigentlich auch für Schlesien nicht gilt, wo es sich wie 27:28 stellt, also von einer Majorität nicht wohl gesprochen werden kann. Und diese Zahlen fallen um so mehr ins Gewicht, als die Deutschen in diesen Ländern zumeist kompakt beisammen wohnen, wodurch die Gefahr einer Entnationalisierung, wie Hartmann ja selbst fühlt, sehr vermindert wird. So sind in Steiermark 44 der 68 Gerichtsbezirke des Landes ganz von Deutschen besiedelt, wobei das Procentverhältniß der eingesprengten Slaven nur in 3 dieser Bezirke sich bis 1 erhebt. In Kärnten sind 17 von den 29 Gerichtsbezirken des Landes deutsch, und nur in einem dieser Bezirke steigt das Procentverhältniß auf 1. In Schlesien sind 15 von 27 Gerichtsbezirken deutsch. In einem dieser Bezirke finden sich 13, in einem anderen 1½ Procent, in allen übrigen aber gar keine oder nur Bruchtheile eines Procentes Slaven. Ebenso hätte sich Hartmann leicht überzeugen können, daß es ganz falsch ist, die unter einander und mit dem Deutschen Reiche zumeist in unmittelbarem geographischen Zusammenhange stehenden deutschen Bestandtheile Oesterreichs als Sprachinseln zu erklären, und vollends falsch, die vorwiegend an der Elbe und Eger liegenden Wohnsitze der Deutschen Böhmens als „kompakte Sprachinsel an der Moldau“ zu bezeichnen, welche letzterer Fluß hauptsächlich durch tschechisches Sprachgebiet strömt.

Und ist etwa in jenen ehemaligen deutschen Bundesprovinzen Oesterreichs, die in der That eine slavische Majorität haben, der Untergang des Deutschthums schon besiegelt, wenn diese Majorität „zum vollen Bewußtsein ihrer Macht erwacht“?

In Böhmen stellt sich das Verhältniß der Deutschen zu den Slaven wie 20:34. Als eine zusammenhängende, stellenweise bis 13 Meilen breite Zone zieht sich das deutsche Sprachgebiet an der Grenze dieses Landes und zumeist zugleich des Deutschen Reiches von Nordosten nach Südwesten hin. In vielen Gerichtsbezirken dieses Gebietes macht die slavische Bevölkerung nicht einmal 1 Procent, in vielen anderen höchstens 3 Procent der Gesamtbevölkerung aus. Die Zahl der Deutschen in Böhmen, welche in der Diaspora leben oder in abseits von diesem Gebiete liegenden wirklichen Sprachinseln, ist verhältnißmäßig gering. Ist dies eine Lage, welche die Aufkehrung des Deutschthums durch die Slaven in Böhmen selbst nur wahrscheinlich macht?

Sogar für Mähren, wo die Dinge im Ganzen ungünstiger liegen und das Verhältniß der Deutschen zu den Slaven auf 62:150 herabsinkt, muß dies verneint werden, nachdem das Deutschthum dort in allen größeren Städten und in 17 von den 75 Gerichtsbezirken des Landes stark überwiegt, und zwar in letzteren derart, daß die Slaven oft nur ein Bruchtheil eines Procentes der Bevölkerung erreichen. Weit eher könnte eine solche Wahrscheinlichkeit für Krain und Ungarn angenommen werden, wo das Deutschthum allerdings mehr inselartig verstreut ist. Indessen so leicht der Deutsche in der Diaspora in Städten seine Nationalität einbüßt, so zäh hält sie der deutsche Landmann im allgemeinen fest. Und wenn die Deutschen in Siebenbürgen, im Banat und in Gottschee ihre Nationalität durch Jahrhunderte rein erhalten haben, so darf wohl auch einige Widerstandsfähigkeit ihrerseits für die Zukunft erwartet werden, wo allerdings die politischen Verhältnisse für die Erhaltung ihrer Nationalität ungünstiger liegen dürften als bisher, dagegen aber der unschätzbare Vortheil besteht, daß die modernen Mittel für den geistigen und persönlichen Verkehr auch weit aus einander liegende Theile eines Volksthumes bis zu einem gewissen Grade zu einem Ganzen verbinden und das lähmende Gefühl der Isolirung in keinem der Theile aufkommen lassen, falls die Angehörigen jenes Volksthumes allwärts einigermaßen ihre Schuldigkeit thun.

Letzteres setzt allerdings ein wechselseitiges Gefühl der Zusammengehörigkeit voraus, das Kundgebungen, wie jene Hartmann's, freilich bei den Deutschen nicht zu fördern vermögen. Indessen sprechen doch andere Kundgebungen wieder so deutlich für eine langsame aber stetige Ausbreitung, für ein langsames aber stetiges Erstarken dieses Gefühles in Deutschland und Oesterreich, daß man wohl die Erhaltung des Deutschthums selbst in seinen am meisten bedrohten Gebieten in Oesterreich-Ungarn hoffen darf, ohne daß sich Deutschland deshalb in „Kriege und unhaltbare Eroberungen“ einzulassen braucht. Und wenn die Auseinandersetzungen Hartmann's zum Theil durch die Furcht hervorgerufen sein sollten, daß die Deutschen Oesterreichs „verlangen“ könnten, daß Deutschland, „um das Deutschthum der Brüder im Auslande zu retten,

sich in Kriege und unhaltbare Eroberungen stürzen solle“, so kann ihm die beruhigende Versicherung gegeben werden, daß kein einigermaßen klar denkender Kopf, insbesondere kein erstiter Politiker unter den Deutschen Oesterreichs an ein solches Verlangen denkt. Selbst die äußersten Kolonnen des linken Flügels der deutschen Partei in Oesterreich fordern, wie ganz deutlich aus ihren Programmen hervorgeht, nichts Anderes als Sicherung des Bündnisses zwischen Deutschland und Oesterreich durch einen staatsrechtlichen, parlamentarisch sanctionirten Vertrag und Herstellung einer engeren Interessengemeinschaft zwischen beiden Reichen durch einheitliche Lösung einzelner wirtschaftlicher und anderweiter Fragen der Gesetzgebung — eine Forderung, die im Einklang steht mit dem Programm, das Fürst Bismarck selbst für die Beziehungen der beiden Reiche zu einander aufgestellt hat, und die jedem Annexionsstreben schnurstracks zuwider ist.

Und wer die Verhältnisse in Oesterreich einigermaßen kennt, wird trotz aller denunciatorischen Gegenversicherungen der Feinde des Deutschthums in diesem Reiche, unter denen die „Auchdeutschen“ nicht in letzter Reihe stehen, zugeben müssen, daß das Streben der deutschführenden Patrioten dajelbst in dieser Frage auf nichts Anderes gerichtet ist, auf nichts Anderes gerichtet sein kann, als auf die Ausbreitung des Nationalbewußtseins unter den Volksgenossen und die allmähliche Befestigung des Widerstandes gegen die oben bezeichnete Forderung. Dieser Widerstand besteht zum Theil selbst in deutschen Kreisen noch, in denen, entsprechend dem großen Beharrungsvermögen, das den Deutschen überhaupt eigenthümlich ist, der alte anerzogene Gegensatz zu Preußen und eine menschlich gewiß entschuld bare Eifersucht auf dasselbe noch nicht allereits erloschen ist.

Freilich müßte auch ein solches Streben als ansichtslos erscheinen, wenn man mit Hartmann annimmt, daß „die bestgemeinten Bemühungen der Patrioten nicht hinreichen werden, um in den niederen Massen der Deutschen den Erbfehler derselben, den Mangel an nationalem Stolz, gründlich zu ändern“.

Dieser Annahme Hartmann's aber stehen die Erfahrungen, die man in Oesterreich in den letzten Jahren gemacht hat, durchaus entgegen. Gerade in der „niederen“ Masse des deutschen Volkes bricht sich daselbst das deutsche Nationalbewußtsein siegreich Bahn, und wenn diese Erscheinung sich auch zunächst nur an den eigentlichen Wahlstätten des nationalen Kampfes deutlich kund gibt, wo freilich das übermüthige Treiben der nationalen Gegner noch rascher und wirksamer erzieht als die bestgemeinten Bemühungen der gebildeten deutschen Patrioten, so sprechen doch auch mancherlei Zeichen dafür, daß es in nicht allzuferner Zeit gelingen wird, auch in den deutschen Alpenländern Oesterreichs kräftigere Regungen deutschen Nationalgefühls wachzurufen, wenn die Patrioten nur beharrlich arbeiten und, was bis jetzt zumeist verjäumt wurde, ihre Arbeit gerade auf die „niedere“ Masse des Volkes konzentriren. Durch „geistige, moralische und pekuniäre Unterstützung“ in dieser Arbeit aber können die Angehörigen Deutschlands unter strenger Einhaltung aller der Rücksichten, welche die politische Lage dem Geber wie dem Empfänger auferlegt, eine nationale Pflicht gegen die Deutschen Oesterreichs erfüllen, ohne mit Hartmann glauben zu müssen, dadurch nur deren „Todesstempel zu verlängern“.

Mit all Dem soll aber durchaus nicht etwa behauptet werden, daß das Deutschthum in Oesterreich nicht bedroht ist, daß es keine Verluste erlitten und keine weiteren Verluste zu gewärtigen hat. Es muß zugegeben werden, daß in Städten wie Prag und Pesth, die noch vor wenigen Jahrzehnten einen deutschen Anstrich hatten, jetzt ein nichtdeutsches Volksthum sich vorwiegend geltend macht, daß an den Sprachgrenzen da und dort ein Abbröckeln zu bemerken ist, und daß oft an und für sich unbedeutende slavische Minoritäten mitten im deutschen Sprachgebiete, die vordem kaum wahrnehmbar waren, dort einen förmlichen Krieg gegen das Deutschthum organisiren. Um sich durch solche Erscheinungen aber nicht über Gebühr in Schrecken versetzen zu lassen, darf man nicht übersehen, daß die „niedere“ Masse des Volkes in jenen Städten auch früher nicht deutsch war, und daß die Veränderung, die sich im Anstrich jener Städte vollzogen hat, zum guten Theil auf die weit größere Regsamkeit und das erhöhte Selbstbewußtsein dieser Masse zu schieben ist, sowie daß das Deutschthum in Oesterreich auf dem Wege ist, gar Manches von dem, was es an Ausbreitung verloren hat, durch schärfere Ausprägung und Vertiefung zu ersetzen. Zudem bricht sich bei den Deutschen Oesterreichs immer

mehr die Ueberzeugung Bahn, daß Sicherung des deutschen Sprachgebietes in diesem Reiche zunächst ihre wichtigste politische Aufgabe ist. Und stets werden sich doch auch die leitenden Kreise daselbst der Ueberzeugung nicht verschließen können, daß möglichst sorgfältige Abgrenzung der Sprachgebiete, Regelung der nationalen Verhältnisse nach Maßgabe dieser Gebiete und unter Feststellung der unvermeidlichen neutralen Punkte, sodann aber Verhängung einer Art nationalen Landfriedens behufs Hintanhaltung jeder gewalthätigen Verrückung des status quo die einzig richtige Auslegung des Nationalitätenprincipes für Oesterreich und zugleich das einzige Mittel ist, um dauernd Ordnung in diesem Reiche zu schaffen.

Es scheinen nun freilich der Hoffnung auf eine solche Lösung der Nationalitätenfrage in Oesterreich jene Schlussfolgerungen Hartmann's entgegen zu stehen, welche dem Sinne nach dahin gehen, daß in konstitutionellen Staaten die Majoritäten entscheiden, und daß in Oesterreich-Ungarn also, wo das Jahr 48 und die liberale Doktrin der Deutschen konstitutionelle Zustände geschaffen haben und die Slaven die Majorität bilden, jede Regelung der Verhältnisse ausgeschlossen ist, welche die Ansprüche der slavischen Majorität nicht befriedigt, das heißt nicht zur Slavifizierung dieses Reiches führt. Wenn man aber schon Zukunftspolitik auf Grund eines einfachen Rechenexempels treiben will, so sollten doch wenigstens die Ziffern, mit denen man rechnet, richtig sein. Es ist jedoch unrichtig, daß die Slaven in Oesterreich-Ungarn die Majorität bilden, da nach dem Ergebnisse der letzten Volkszählung die Slaven zu den Nichtslaven in diesem Reiche sich verhalten wie 177:201.

Allerdings bilden die Nichtslaven keine homogene Masse, und manche Elemente unter ihnen, wie die Deutschen und Magyaren, stehen augenblicklich in nationalen Fragen in einem gewissen Gegensatz zu einander. Allein dieser Gegensatz ist kaum so groß, wie jener zwischen einzelnen der slavischen Nationen Oesterreichs, so zwischen den Polen und Ruthenen, und der Gedanke an eine Art von Ausgleich der nationalen Interessen innerhalb der ersteren Gruppe, behufs gemeinsamer Abwehr des slavischen Angriffes, liegt nicht gar so fern, daß er für eine Zukunftspolitik nicht mit in Betracht gezogen werden müßte. Unrichtig ist es weiter, wenn Hartmann in Ungarn nur ein magyarisches Viertel der Bevölkerung einer slavischen Mehrheit gegenüberstellt. Nach der letzten Volkszählung betragen die Magyaren in ungarischen Staatsgebiete 41,16, die Slaven dagegen nur 29,86 Procent der gesammten Bevölkerung, womit auch alle von Hartmann an die Spitze der slavischen Majorität in Ungarn sich knüpfenden Schlussfolgerungen hinfällig werden.

Wohl sollten diese Auseinandersetzungen an und für sich genügen, um nachzuweisen, wie wenig Gewicht den niederschmetternden Darlegungen in dem fraglichen Artikel beizumessen ist. Indessen dürfte es sich empfehlen, das Geipensit des Pan-Slavismus noch etwas näher zu betrachten, das einen so wichtigen Faktor in den Combinationen Hartmann's abgiebt. Es sei dabei ganz abgesehen von der Frage, ob ein übermäßig ausgedehnter, gemeist dünn bevölkerter pan-slavischer Staat mit seinen vielen inneren Ungleichheiten und den in Rußland jetzt schon üppig wuchernden Keimen der Zerlegung überhaupt eine furchterregende Angriffsmacht wäre; auch das Bedenken soll nur gestreift werden, daß es doch unbestimmt ist, ob der Zug zur Bildung großer Nationalstaaten, welcher der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts die Signatur giebt, dem nächsten Jahrhundert noch eigen thümlich sein wird. Aber das muß eindringlich betont werden, daß die Hindernisse, welche sich der Bildung eines großen pan-slavischen Nationalstaates durch Rußland entgegenstellen, nicht nur verhältnismäßig weit größer sind, als dies bei Italien und Deutschland der Fall war, sondern an und für sich derart sind, daß die Aussicht auf den pan-slavischen Staat bei einer sorgfältig abwägenden politischen Berechnung nur ganz nebenbei in Betracht gezogen werden kann. Denn hier handelt es sich nicht um die Vereinigung verschiedener Stämme einer Nation, sondern um verschiedene Nationen, die nur in mühevoller und äußerst langwieriger Arbeit zu einer Einheit verschmolzen werden könnten. Nicht allein die großen Verschiedenheiten in Sprache, Schrift und Kirche zwischen den Russen und den meisten übrigen Slaven wären dabei zu überwinden, sondern auch der ausgesprochene Haß der

Südslaven zur Selbständigkeit und Unabhängigkeit, der alte Haß der Polen, der Kulturbüßel der Tschechen u. Alle diese inneren Verschiedenheiten und Gegensätze sind so groß, daß eine energisichere Anziehungskraft Rußlands auf die österreichischen Slaven und die Südslaven ohne eine gewaltsame Unterdrückung dieser, die ja auch ohne Umwandlung Oesterreichs in einen südwestslavischen Föderativstaat zu vermeiden ist, sich gar nicht entwickeln kann. Die einsichtigeren Slaven sind sich dessen auch gar wohl bewußt, und wenn von Slaven selbst ab und zu das Geipensit des Pan-Slavismus heraufbeschworen wird, so mag dies bei Manchen von ihnen wohl auf einer naiven Phantasterei beruhen, den Meisten derselben aber handelt es sich dabei nur um die Vorführung eines Zweckgeipensites, dessen Wirkung sie mit schlaudem Lächeln beobachten. Und glaubt denn Hartmann in der That, daß die Entstehung eines pan-slavischen Staates, wenn die Bedingungen hierfür so günstig lägen, wie er anzunehmen scheint, verhindert werden könnte durch Schwächung oder gar Aufsaugung der die Slaven Oesterreichs trennenden und der freien Aktion nach außen beraubenden Volkselemente und Bildung eines südwestslavischen Föderativstaates? Im besten Falle würde damit doch nichts Anderes erreicht werden, als eine Verzögerung, dann aber, nach Anschluß des slavischen Oesterreich, durch Volksmasse und geographische Lage eine um so größere Gefährdung Deutschlands durch den neuen Staat.

Nicht unerwähnt darf schließlich bleiben, daß Hartmann in seinen zukunftspolitischen Combinationen — in grellem Widerspruch mit den jüngsten Aeußerungen des Fürsten Bismarck über die politische Lage — mit der offenen Feindschaft Frankreichs gegen Deutschland und der verstärkten, nur des richtigen Augenblickes harrenden Gegnerschaft Rußlands gegen Deutschland und Oesterreich, sowie mit dem Indifferentismus aller übrigen Mächte Europas gegenüber den hieraus etwa entspringenden Handelt als mit für alle Zeiten gegebenen Faktoren rechnet. Wohl muß zugegeben werden, daß dies für die Politik der nächsten Zeit sehr wichtige Faktoren sind, allein wie viele solche Gegensätze gleichen sich im Lauf der Zeit an, welche große Verschiebungen in der Stellung der einzelnen Mächte gegen einander hat Europa selbst in diesem Jahrhundert schon erlebt! Und wenn Hartmann den Pan-Slavismus in Rechnung zieht, wer hindert dann Andere, ein Gleiches mit dem Pan-germanismus zu thun? 105 Millionen Angehörige der germanischen Völkergruppe in Europa gegen 94 der slavischen! Oder, das hochkultivirte Westeuropa gegen das minder kultivirte Osteuropa! Heißt dies Alles nicht, sich in spekulative Spielereien verlieren?

Wer zu weit denken will, denkt oft zu kurz, und so fehlerhaft die Politik ist, die nur das Heute in Betracht zieht, so ist doch jene noch fehlerhafter, die über dem Ausblide in eine nebelhafte Zukunft die Forderungen der Gegenwart vergißt. Und für ein Volk, das eben noch so Großes vollbracht, so Langzeitiges erreicht hat, gehört unter diesen Forderungen die Wahrung der nationalen Ehre gewiß nicht in die letzte Reihe. Wie wenig es sich aber mit dieser verträge, wenn man in Deutschland sich anschickte, aus engherziger und noch dazu unbegründeter Furcht, aus Kleinlichkeit und noch dazu falsch berathenem Egoismus die Stimme des Herzens zu erlösen und den Untergang von 10 Millionen von Brüdern als ein der eigenen Sicherheit gebrachtes Opfer zu fördern, um das „in ihnen gemordete Deutschthum“ durch ungestörten Vollzug der Germanisation der dem Deutschen Reiche zugehörenden Polen, Dänen und Franzosen „verjüngt wieder auferstehen“ lassen zu können, bedarf wohl einer weiteren Auseinandersetzung nicht.

Treu der Pflicht, aber auch treu dem Herzen, das ist der Standpunkt, den die nationalführenden Deutschen Oesterreichs seit der Auflösung des früheren, alle Deutschen umschlingenden politischen Verbandes den deutschen Angelegenheiten gegenüber eingenommen haben. Von diesem Standpunkte aus haben sie mit hingebungsvoller Theilnahme die Ereignisse des Jahres 1870 verfolgt und dieser Theilnahme jeden statthaften Ausdruck gegeben, und dem entsprechend wird auch in Zukunft alles in ihrem Herzen nachklingen, was den Brüdern in Deutschland das wechselnde Verhängniß bringt. Den Glauben daran, daß ein ähnliches Empfinden in den Herzen der Angehörigen des Deutschen Reiches lebt, wird auch die jüngste Kundgebung Hartmann's nicht zu erschüttern vermögen.

Ungleiche Kameraden.

Von H. Billinger. Mit Originalzeichnungen von Fritz Bergen.

Da wo die Stadt nach der östlichen Richtung hin aufhört, am schwarzen Gitterthor des Kirchhofes, sah seit Menschengedenken ein Höferweib und verkaufte seine Waare, welche in Kapseln, Eiern und Käse bestand. Wenn die Alte so regungslos, das Haupt gegen das Gitter gelehnt, da sah, machte sie den Eindruck eines niederländischen Bildes. Daran war der dunkelrotte Muttummantel schuld, aus dessen breitausgeschlagener Kapuze ein faltiges Gesicht, blaue Augen und schneeweißes Haar sich scharf abhoben. Sie zählte achtzig Jahre, hatte immer am Kirchhof gesessen, und die Poesie ihres Lebens waren Leichenbegängnisse. All ihre Thränen, Seufzer und Gebete galten den Todten, die in ihrer Lade still an ihr vorüberzogen. Die Armlosigkeit, welche ohne Blumen und Begleitung daherkam, griff ihr ins Herz, und sie weinte aus Mitleid; über ein reiches Leichenbegängniß zerfloß sie in Thränen der Bewunderung; wenn ihr aber gar der Wind einen Grabgesang zutrug, über ihr die alten Zitterpappeln rauschten und die Abend- oder Mittagssonne ihr warm auf das Haupt schien, dann war die Alte im siebenten Himmel. Jedoch nicht oft vereinigte sich all dies zu ihrem Behagen; es starben mehr Arme als Reiche, und weit übers halbe Jahr hinaus blies ihr der Wind um die Ohren, und Regen und Schnee klatschten auf ihren großen blauen Schirm. Da nun aber Alles, was dies alte Herz zu empfinden vermochte, denen jenseit des Kirchhofthores galt, so blieb natürlicher Weise für die Lebendigen diesseit des Thores wenig oder gar nichts übrig. Die Klagen der armen Weiber über die theuern Eier rührten die Alte ebenso wenig, als das Murren der Männer über den Preis der Käse. Hungrigen Kindern begegnete ihr Blick mit der vollkommensten Empfindungslosigkeit — denn Armuth, Hunger und Kälte waren ihr so natürliche Dinge, daß ihr dabei nichts weiter einfiel. Indem sie nie von dem einmal bestimmten Preis herunter ging, kam es ihr auch nicht in den Sinn, wohlhabend aussehende Leute zu übertheuern, wenn solche bei ihr anhielten, um etwas Obst zu kaufen. Sie war gerecht, die Alte — sowohl im Geschäft als in ihren Reden.

In der ganzen Gasse gab's Keinen, der hätte behaupten können, die Frau habe ein freundliches Wort an ihn verloren,

damit sie seine Kundschaft erhalte. Im Gegentheil, wenn Einer sich einmal eine Bemerkung erlaubte wie: „Heut' find sie aber klein gerathen, die Käschchen“ — so erwiderte sie kurz: „Geht in den Laden und laßt sie Euch an der Elle abmessen.“

An einem schönen Herbstmorgen, die Alte sah schon auf ihrem Plage, erschien auf der Treppe eines alten Hauses gegenüber ein kleiner, kaum fünfjähriger Bursche und schaute sich ernsthaft in der Welt um; er hielt einen langen Stiefelhaken in der Hand, auf dem Rücken hing ihm ein Blechkeffel. Die Blicke des Bubens und der Höferin begegneten sich — sie hätten können die Betrachtung anstellen, daß man nicht leicht älter und wohl kaum jünger sein konnte, um sein tägliches Brot zu verdienen — aber dergleichen fiel ihnen nicht ein. Der Bubse setzte seine Krummen, mit alten Lappen umwickelten Beinchen in Bewegung, die ihn schnurstracks vor den Kapselkorb beförderten. „Du,“ sagte er, „gib mir einen Apfel.“



„Du, gib mir einen Apfel.“

„Und ich geb' Dir auch gleich was,“ meinte sie mit einer bezeichnenden Handbewegung, „psui Teufel — fort mit Deinem Lumpenzug!“

Betrübt schlich er davon.

Am andern Morgen stand er schon wieder da; ein Leichenzug ging eben vorbei, und die Alte weinte. Der Bubse wartete den geeigneten Moment ab und fragte dann:

„Du, gibst Du mir einen Apfel, wenn ich todt bin?“

„Wer todt ist, braucht keinen Apfel mehr,“ entgegnete die Alte.

„Aber ich,“ behauptete er.

„Ist das ein Bengel,“ fuhr sie auf, „nicht einmal seine Leich' kann man mit Ruh' betrachten — mach' Dich fort — sag' ich!“

„Gott bewahre,“ entgegnete die Frau, und nach einer düstern Pause wandte sich der Knabe zum Gehen und nahm seine Beschäftigung auf; er sammelte den Abfall der Gasse.

Im Laufe des Nachmittags kam er etwas müde unter der Last des gefüllten Kessels die Gasse einher gewandelt. Wieder zogen ihn die lachenden Äpfel unwiderstehlich in ihre Nähe. Er schaute sie lange an, endlich sagte er zu der alten Frau, die ihn scharf beobachtete: „Du, ich geb' Dir gleich was aus meinem Kessel — wenn Du magst.“

Das nächste Mal blieb der Bube vor dem neugefüllten Eierkorb stehen: „Wo sind denn die alle her?“ fragte er, und als ihm keine Antwort wurde, gab er sich selber eine: „O, ich weiß — vom Huhn — es ist sehr schön von einem Huhn, so gute Eier zu legen.“

„Nun, dafür ist's halt ein Huhn,“ brummte die Alte.

Nach einer Pause tiefen Besinnens erklärte der Junge: „Ich könnt's nicht, und wenn ich auch ein Huhn wär.“

Aber auch diese Worte, in denen gewiß eine große Anerkennung ihrer Waare lag, vermochten die Alte nicht zu rühren.

Ein anderes Mal berichtete er voll Eifers: „Du, dort an der Ecke der Gasse steht eine Frau, die ruft Dir schon lange, Du sollst hinkommen.“ „Geh' hin und sag' ihr, sie soll herkommen,“ erwiderte die Höferin, und der kleine Lügner ging und kehrte nicht wieder.

Als einstmals eine seine schwarzgekleidete Dame an dem Höferweide und dem Kleinen vorüberging, blies die Alte gar gewaltig die Backen auf: „Huh,“ sagte sie, „das ist eine Robbe, die sieht Unier-eins gar nicht, aber wir kommen Alle auf denselben Friedhof, das ist immer meine Freud.“

„Ist sie Eine, die nicht arbeitet?“ fragte der Kleine, „die kriegen vom Sankt Mikolans hinten drauf.“

„Du meine Güte,“ unterbrach ihn die Frau, „wenn Einer auch so gar nichts von der Welt weiß — seit wann arbeiten denn die reichen Leut? Dummer Bub!“

Der hielt jedoch an seiner Ansicht fest. „Der Vater sagt: Arbeiten oder Ohrfeigen — ja wohl!“

„Hör' auf zu reden,“ schrie die Alte, „Du bist ein Egel!“

Der Bube besann sich einen Augenblick, alsdann erklärte er: „Meinetwegen — aber gibst Du mir jetzt einen Apfel?“

Die Höferin griff nach dem Seil, mit dem sie ihre Körbe zu umwinden pflegte, und der Kleine verstand die Gebärde und trollte sich.

Er ging ins Haus, kletterte auf allen Viere die steile Treppe hinauf und trat in die niedrige Dachkammer, die nie verschlossen war. Da drin stand ein Bett, ein Tisch und ein paar Stühle; der Fußboden starrte vor Schmutz, ebenso die Fensterscheiben, die deshalb nur ein gedämpftes Licht eintließen. Ein paar Kleider lagen und hingen herum; frische Luft schien seit Wochen nicht in den Raum gekommen zu sein. Hier war der kleine Lumpensammler aufgewachsen; ganz verlassen von klein auf, lag er fast immer im Bett, bis der Vater heimkam und sein Mittagbrot mit ihm theilte. Der Mann nahm den Kleinen

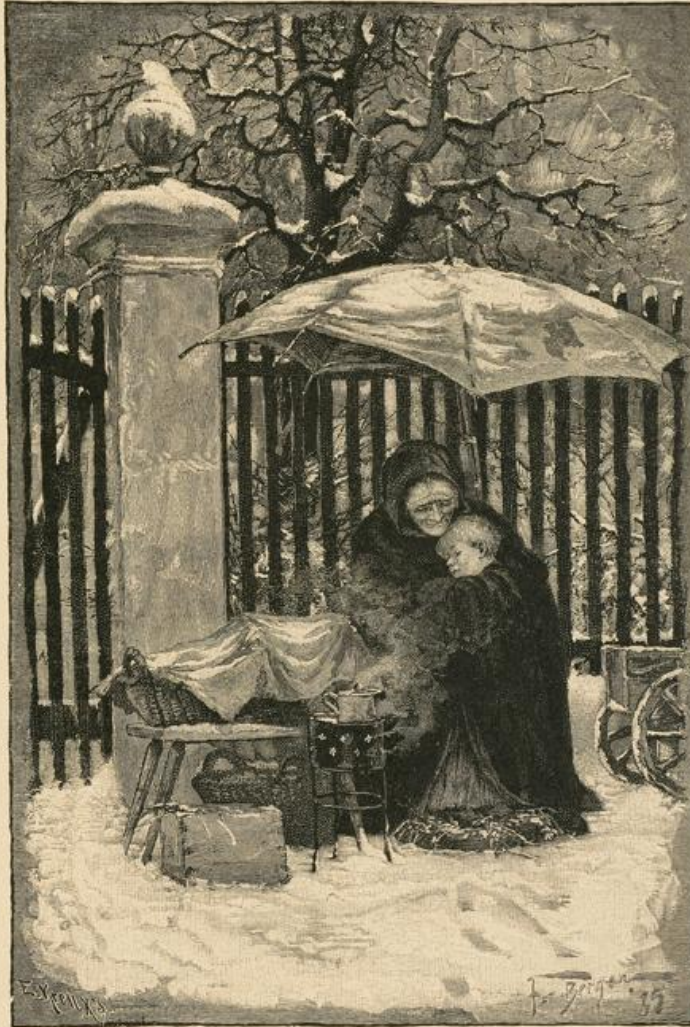
dann vor sich auf den Tisch, aß sein Brot und Käse und schob von Zeit zu Zeit dem Kind einen Bissen in den Mund. Am Sonntag feierte und wusch er es tüchtig und nahm's mit ins Bierhaus.

Jetzt zählte der Bube fünf Jahr, und der Vater fand es an der Zeit ihm das Nichtsthun abzugewöhnen. Wenn er des Abends von der Arbeit heimkam — er war Laternenputzer — fiel sein erster Blick auf den kleinen Kessel. Fand er ihn gefüllt, war's gut, war es jedoch nicht der Fall, so erhielt der Bube seine Strafe mit den Worten: „Arbeiten oder Ohrfeigen!“ — Und das war die einzige Weltweisheit, die der kleine Geselle bislang begriffen, und an der er auch festhielt.

Obwohl sich nun die Höferin jedesmal ärgerte, so oft er sich vor ihre Körbe pflanzte, so geschah es doch, daß sie plötzlich anfang die Gasse entlang zu blicken, wenn der Bube einmal länger ausblieb als gewöhnlich. Kam er, so war sie neugierig auf seine neuesten Anschläge, die alle darauf hinariefen, einen Apfel zu haben. Aber ihre Widerstandskraft war eben so groß wie seine Schnüch, und so übten sie gegenseitig ihren Witz mit löblicher Ausdauer.

Die gelben Blätter über dem alten Kirchhofsthor hatten sich allgemach zu den Füßen der Höferin verammelt; sie zog ihren Mantel fester um sich, je kahlere die Aeste jenseit des Thores zum Himmel ragten. Jetzt krachten die Räder des Todtenwagens über dem frischen Schnee, und nur die dunklen Lebensbäume ragten noch über die weißen Gräberreihen. Ging die Sonne unter, so leuchtete es feuerfarben durch die lahnen Aeste, und die Höferin in ihrem rothen Mantel lehnte ein paar Minuten lang wie vergoldet unter dem schwarzen schneebestäubten Thor.

An einem solchen kalten Abend hatte die Alte ihren blechernen Topf auf das glimmende Kohlenbeden gesetzt und erwärmte sich von Zeit zu Zeit den Magen mit einem Schluck heißen Kaffees. Der kalte Mond stand am Himmel, die Sterne blinkten, von fern ertönte das Gellengel der Schlitten und Wagen, Alles, was kam und ging, übereilte und überstürzte sich, um die erstarrten Glieder zu erwärmen. Die Höferin erhob sich manchmal und blickte die Gasse entlang; er war noch immer nicht zu sehen. Kopfschüttelnd trank sie ihren Kaffee, und da er ihr heute gar nicht den gewohnten Genuß gewährte, fing sie an zu schelten: „Der Bengel — hol' ihn der Teufel — treibt sich da im Schnee herum — unnützes Volk, die Kinder — sollten gleich groß auf die Welt kommen.“ Wieder erhob sie sich — richtig, da kam es durch



Sie lauschte auf die Athemzüge des Kindes (S. 154).

den Schnee gewankt, eine kleine krummbeinige, vornübergebogene Gestalt.

„Wenn ich nicht zu faul zum Aufstehen wär, ich wollt' Dir Beine machen,“ brummte die Alte und verwandte keinen Blick von dem Buben.

Er schien aber heute alle Lust zur abendlichen Unterhaltung verloren zu haben; zitternd erstieg er die paar Stufen, um in das Haus zu gehen, aber als er an der Klinke drückte, fand er die Thür verschlossen.



„Nichtig,“ sagte die Alte, „die Hausleute sind ja zu einer Hochzeit da haben sie abgeschlossen, und an das Kind hat Niemand gedacht.

Der Bube stellte seinen Kessel sammt Haken vor die Thür und setzte sich auf die Schwelle. Da sah er einen Augenblick wie rathlos, dann erhob er sich plötzlich und lief zur Hölzerin hinüber, heulend, ihr die blangefrorenen Fingerchen entgegenstreckend.

„Ja,“ nickte sie, „das geschieht Dir schon recht — meinst, 's giebt einen Apfel — Ohrfeigen giebt's, aber keinen Apfel.“ Dabei hielt sie ihm die Kaffeeschüssel hin, und er trank mit vollen Zügen, die Wangen ängstlich auf die Alte gerichtet, welche immer zu schelten fortfuhr.

Plötzlich, sie wußte selbst nicht wie's zugegangen war, hatte sie den erfrorenen Buben auf dem Schoß, sie schlug den weiten Mantel um ihn und immer weiter scheltend, hielt sie ihn so fest an sich gepreßt. Bald hörte sie an dem ruhigen, tiefen Athem des Kindes, daß es eingeschlafen war, und sie schwieg und rührte sich nicht mehr. An dem Herzen dieser Achtzigjährigen hatte nie ein menschliches Wesen geruht; weder Liebe, noch Wohlwollen, noch Mitleid hatten diese starren Arme zu öffnen vermocht. Denn sie war immer brummig gewesen und nur für ihren Vortheil interessiert; der erschien ihr stets zweifelhaft, so oft ein Mann dabei im Spiel war. Jetzt ging von dem jungen Leben da eine wohlthuende Wärme auf sie über: sie lauschte auf die Athemzüge des Kindes, dessen Haupt unter ihrem Kinn ruhte; sie wiegte es sanft, und es fiel ihr ein Lied ein, das sie in der Schule gelernt — sie begann es zu singen, völlig stimmlos, mit zischenden Tönen.

Als der Laternenputzer heimkam, rief sie ihn zu sich.

„Da habt Ihr auch Eueren Buben,“ sagte sie in ihrer allerbrummigsten Weise, „hab' ihn Euch zum letzten Mal gehütet — bedankt mich —“ und sie legte dem Mann das schlaftrunkene Kind in die Arme. Hierauf fuhr sie über eine Stunde später als gewöhnlich mit ihren Körben nach Hause.

Am andern Morgen trat der kleine Mann zur gewohnten Stunde aus dem Hause, um seinem Beruf nachzugehen. Den Blicken der alten Frau drüben begegnend, blieb er stehen, setzte sich wieder auf die Schwelle und schaute, wie sich besinnend, erschöpft zu ihr hinüber. Dunkel erinnerte er sich an das Wohlbehagen, das er am vergangenen Abend empfunden. Er war ohne Mutter aufgewachsen und wußte nichts von der liebenden Sorgfalt, nicht von dem zarten Berühren einer treuen Mutterhand. War ihm eine Ahnung davon geworden am Herzen der alten Frau?

Plötzlich stand er auf seinem alten Platz vor dem Korbe rothleuchtender Äpfel, aber er schaute über diese hinweg der Alten ins Antlitz und sagte — diesmal ohne jede Nebenabsicht: „Du, ich heirath' Dich.“

Sie mußte lachen — zum ersten Mal mußte sie über den kleinen Kerl lachen, und ohne sich zu besinnen, reichte sie ihm den schönsten Apfel im ganzen Korbe hin. Es war aber auch der einzige Heirathsantrag ihres Lebens gewesen.

Im Lande des Nachdi.

Von Heinrich Brugsch.

In Folge der unerwarteten Reise unseres hochgeschätzten Mitarbeiters Heinrich Brugsch-Pascha nach Persien, die er als Mitglied der deutschen Gesandtschaft bekanntlich im vorigen Jahre angetreten hatte, mußte leider die Fortsetzung seiner im Jahrgang 1884 der „Gartenlaube“ (Seite 510) begonnenen Artikelserie „Bilder aus Oberägypten“ unterbrochen werden. In einem noch vor seiner Abreise von Brugsch-Pascha eingelangten Manuskript findet sich die nachfolgende Schilderung jener Gegenden, durch welche die englische Expedition unter General Wolseley unter schweren Kämpfen die vielgenannten Wüstenmärche ausführen mußte, und zugleich eine Beleuchtung der sudanesischen Wirren, die wir unsern Lesern nicht vorenthalten möchten. Der inzwischen erfolgte Fall Khartums und das Eingreifen der englischen Truppen unter Wolseley haben die vor mehr als einem halben Jahre niedergeschriebenen, durchaus zutreffenden Ausführungen des berühmten Orientforschers nur bestätigt.

Nilaufwärts bis nach Khartum bewohnen die Stämme der sogenannten Barabra die schmale Rinne des Nilthales, eine öde

trostlose Heimath, durch welche der Nil von Wassersturz zu Wassersturz sich in seinem Felsenbett hindurchdrängt. Armelige Dörfer und traurige Ansiedelungen zwischen Palmengebüsch und Dornakazien dienen der halbnackten Bevölkerung als Wohnorte, welche die Reisenden nur da zu betreten pflegen, wo die Ruinen von Tempeln einen kurzen Halt auf der Auffahrt bis zum zweiten Katarakt gebieten. Die Dörfer Korusko und Wadi-Halfa, in welchen sich zugleich die Sitze ägyptischer Behörden befinden, bilden gleichsam die Hauptstädte der heutigen nubischen Landschaft. Die Barabra, oder wie man sie richtiger bezeichnen sollte, die Nubavölker, reden ihre eigene Sprache, deren Stämme sich bis zu den Bergen südlich von Kordofan verfolgen lassen.

Die dasebst ansässigen Nubastämme zeigen den Negertypus in seinen markantesten Zügen: wolliges krauses Haar, aufgeworfene dicke Lippen und die bekannte platte, kleine Negernase. Obgleich die an den Nilufern sesshafte Bevölkerung der Barabra jede Verwandtschaft mit ihren Vetteren in Kordofan entschieden in Abrede stellt und in der vergangenen Zeit des Sklavenhandels keinen Anstand fand, an den Sklavenjagden auf dieselben einen regen Antheil zu nehmen, so steht dennoch die Stammverwandtschaft

weider außer Zweifel. Die heutigen Barabra (vom Singular Berberi, woher der geläufigere Name der Berberiner im Munde der in Aegypten lebenden Europäer) sind degenerirte Neger, deren Typus sich im Laufe von Jahrtausenden durch die Berührung mit echt ägyptischen, semitischen und kuschitischen Elementen allmählich verändert und jene kaum noch die Negerabstammung verrathende Eigenthümlichkeit angenommen hat, unter welcher sie heute die Blide des Reisenden auf sich ziehen. Von schlankem Wuchse, regelmäßiger, oft schöner Gesichtsbildung und dunkelbrauner Hautfarbe, wenn auch von mäßiger Intelligenz, scheinen sie der Negerrasse fern zu stehen, und dennoch bilden sie ein wichtiges Glied der afrikanischen Urvölkerung, deren Heimath von jeher die Nilandschaft im Süden des altägyptischen Reiches gewesen ist.

In der Mitte des dritten Jahrtausends vor dem Anfange unserer Zeitrechnung durch seefahrende rothfarbige Kuschiten bedrängt, welche an den nubischen Küsten des Rothen Meeres landeten, durch die Wüsthäler westwärts bis zum Nile vordrängten und im Kampfe mit der schwarzen und braunen Ureinwohnerschaft eine neue Heimath zu erobern suchten, fielen die Neger der in Kultur und Sitte höher stehenden kuschitischen Rasse zum Opfer und ein kuschitischer Staat gründete sich an den Ufern des Niles inmitten der alten Negersheimath. Das weltberühmte Meros wurde im Laufe der Zeiten der Mittelpunkt der kuschitischen Bevölkerung, der eigentlichen Aethiopen, wie sie die Griechen von Homer an zu bezeichnen pflegten.

Die heutigen Berberiner, um diese bekannte Bezeichnung beizubehalten, fühlen sich, vor allem in ihrer Eigenschaft als Muslimin, wie die nächsten Stammverwandten der Aegypter. Schon in früher Jugend verlassen sie ihre armselige Heimath, um sich im Unterlande des Niltales, besonders in Alexandrien und Kairo, als Diener (chadama), Vorläufer (Sais) und Thorhüter (Bowah) zu verdingen und für die Zukunft einen Spargroschen anzulegen. Sie gehen gern nach ihrem Geburtsorte zurück, um einen eigenen Hausstand zu gründen und am Inarennden Wasserrade die schönen Tage ihrer Jugend unter den Aegyptern zu vergeffen. Leider haben die letzten Jahre den Beweis geliefert, daß der Umgang mit den zuströmenden europäischen Elementen und die überliche Bezahlung ihrer Dienstleistungen aus den nächstern, fleißigen, ehrsüchtigen und treuergebenen Berberinern das gerade Gegentheil geschaffen und daß der Fanatismus sie zu den entschiedensten Feinden der Europäer gestempelt hat.

Man wird sich der Gräueltaten erinnern, welche von den Berberinern während des letzten Aufstandes in Alexandrien und längs der Eisenbahnstraßen, die von den Küsten des Mittelmeeres durch das Herz des Deltalandes nach Kairo führen, gegen die Christen und Juden ohne Unterchied der Nation ausgeübt worden sind. Ich selber war bei meinem letzten Aufenthalte in der Chalisenstadt nicht mehr im Stande, meine langjährigen berberinischen Diener im Hause zu dulden. Ihr verhaltener Ingrimm und ihre Widerpenflichkeit trat bei jeder Gelegenheit zu Tage, und meine europäischen Freunde klagten ohne Ausnahme über eine ähnliche Veränderung im Charakter ihrer Berberiner in Folge der letzten Ereignisse. Andererseits muß zugestanden werden, daß die Aegypter in den Zeiten des Aufstandes unter Arabi Pascha ungeligen Angedenkens die Berberiner mit Verachtung behandelten und von solchen Patrioten wenig wissen wollten. Die kommenden Ereignisse werden die Beweise liefern, daß die Berberiner ihre Rache zu nehmen nicht unterlassen werden. Sollte es den Schaaren des Nachdi gelingen, ihren Lauf nach der ägyptischen Südgrenze über Wadi-Halfa und Korusko (den Endpunkt der Karawanenstraße) nur durch die Wüste von Abu Hammud aus) unbehindert fortzusetzen, so werden die Berberiner die Erstgen sein, welche sich ihnen anschließen, um den Aegyptern und Europäern ihren vollen Haß fühlen zu lassen. Sie waren von jeher berüchtigte Sklavensänger, die jahraus jahrein mit den arabischen Sklavenhändlern in das Herz von Afrika zogen, die Dörfer und Ansiedelungen der Neger überfielen, raubten, plünderten und mordeten und ihre lebendige Beute hinter Palissaden-Beschanzungen von Seriba zu Seriba verteidigten.

In der Grenzstadt Assuan hat der Reisende oftmals Gelegenheit eigenthümliche Volkertypen zu sehen, deren Erscheinung geeignet ist, eine ganz besondere Aufmerksamkeit zu erregen. Bronzefarbene Menschen von mittlerer Größe, von männlich schönen Gesichtszügen, den Kopf von einem wunderlichen Haaransatz überragt,

die Augen dunkelschwarz, die Zähne von blendender Weiße, Hände und Füße von zierlicher Kleinheit, nur mit einem Schurze von Baumwollenstoff bekleidet, mit Rundschild, Lanze und breitem Schwerte mit Kreuzgriff bewaffnet, erscheinen nicht selten auf dem Markte und auf den Plätzen am Nilufer der Stadt in Begleitung leicht gebauter, hellfarbiger Dromedare, um ihre eigene Kengierde zu befriedigen und für Andere einen entsprechenden Gegenstand der Kengierde zu bilden. Es sind die Bewohner der Wüste zwischen dem rechten Nilufer und der Küste des Rothen Meeres, welche vom Breitengrade der Stadt Kenneh an bis nach Abofinien hin die wilden Gebirgsthäler bewohnen, den Karawanenverkehr vermitteln und in einigen Oasen mit Brunnen ihre Zeltwohnungen aufgeschlagen haben.

Berühmte Kamelzüchter, ziehen sie neben dem Karawanengeschäfte ihre Haupteinnahme aus dem Verkaufe ihrer Thiere. Sie sind die Nachkommen jener rothfarbigen Kuschiten, von denen ich bereits oben gesprochen habe. Ihre Sprache ist keine Negersprache, sondern eine kuschitische, das sogenannte Bedja, und die Hauptzweige ihrer Stämme, in der Richtung von Norden nach Süden, die Ababdeh, die Bishari und die Habendoo.

Dieselben Namen haben in letzter Zeit eine bedeutende Rolle gespielt. Als die Engländer von Suakin aus ihre wohlgeschulten Meeresmassen den Schaaren des verächtlichen Osman Digma entgegenführten und blutige Vorbeeren auf dem ungewohnten Kriegsschauplatze einernteten, gehörten die Bedjabvölker, mit deren Schilderung ich mich soeben beschäftigt habe, zu den erbittertesten Feinden der Engländer.

An ein unstatues fahrendes Leben gewöhnt, leicht erregbar und mißtrauisch gegen alles Fremde, lieben sie den Kampf und fürchten den Tod nicht. Dem Namen nach mohammedanisch, beruht ihr Glaube auf sehr allgemeinen Vorstellungen über Gott und den Propheten, aber Reid und Haß gegen alle Kulturvölker und die Befürchtung, ihrer ungebundenen Freiheit beraubt zu werden, schürte die helle Flamme des Fanatismus an, der in dem Glauben an die Unschlbarkeit des von Gott gesandten Nachdi, an den Befreier des Islam und den Ueberwinder der Ungläubigen, seinen Höhepunkt erreichte. Man erinnert sich noch, mit welcher Todesverachtung jene wilden Söhne der Wüste ihre nackte Brust den britischen Bajonetten und Kanonen entgegenstellten, wie sie tollkühn mit Lanze und Schwert auf die formirten Karrés losstürmten und selbst die englische Taktil in bedenkliche Verwirrung brachten.

Es ist auch nicht unwahrscheinlich, daß der falsche Prophet mit Hilfe dieser Stämme sein Ziel erreichen wird: die vollständige Unabhängigkeit des Sudan von ägyptischer und englischer Oberhoheit, die Anerkennung seiner Autorität und die Freigebung des Sklavenhandels. Wird aber dieses erreicht, so hat die christliche Mission auf der nordöstlichen Seite Afrikas den Todesstoß erlitten und der Islam einen Triumph gefeiert, dessen Folgen unabsehbar sind. Welcher Forschungsreisende, welcher Diener der Kirche, welcher Kaufmann christlichen Glaubens würde es fortan wagen, nilanwärts zu ziehen, um in den Herd eines Fanatismus einzubringen, aus dem kein Rückzug mehr offen steht? Schon im Niltale sind die Europäer, ohne Unterschied ihrer Abstammung und ihres Glaubens, keine beliebten Gäste mehr, und nur die Furcht vor der Uebermacht der europäischen Waffen verschafft der Strenge polizeilicher Maßregeln noch einige Achtung. Jenseit Wadi-Halfa hat bereits diese Furcht ihr Ende erreicht und man spottet der europäischen Ueberlegenheit. Terrainverhältnisse, Wassermangel und ein dem europäischen Soldaten mörderisches Klima sind die Haupthindernisse für jede militärische Expedition, und um das Blut der gefallenen Opfer von den Händen zu waschen, dazu dürften für den unbesonnenen Urheber einer solchen die Wasser des Niltromes nicht ausreichen. Der englischen Politik ist es gelungen, die alten Handelswege nach dem ägyptischen Sudan von der Nord- und Ostseite her durch Wassengewalt zu versperren. Den friedlichen Unterhandlungen mit den Negervölkern längs des Kongogebietes wird es gelingen, den Verlust weit zu machen und einen neuen Weg, von Westen her, in die reiche Landschaft des äquatorialen dunklen Welttheiles zu bahnen. Damit wird die alte Nilstraße ihre Bedeutung als Handelsstraße eingebüßt haben und nur der Reisende sich bewogen fühlen, das oberägyptische Land zu besuchen, um die Werke der Vorzeit zu bewundern oder von dem milden winterlichen Klima Heilung seiner körperlichen Leiden zu erwarten.

Blätter und Blüten.

Der Kampf ums Dasein. (Mit Illustration S. 145.) Aus dem Scherz wird Ernst und aus dem Spiele Kampf. Wie oft haben wir Gelegenheit, dieser Wandlung der Dinge im kindlichen Leben zu begegnen! Auch die Helden des Miniaturkampfes, der sich hier neben dem Hölzerstande abspielt, machen von diesem Privileg der Kindheit und Jugend den ausgiebigsten Gebrauch. Anfangs schnüffeln und justen gar leise die vierbeinigen Wühler an den Wurzeln des Kinderbetts und drücken wohl ein wenig zurück, als der Muttergewordene sich zu regen beginnt.

Bald aber gingen sie zum Angriffe über und stießen schon im Begriff, dem Säuglinge das Nothwendigste zu rauben. Das Bettchen ist aufgedeckt, und nun wird auch die Windel fortgezerrt und sogar der süße Jutp mit Gewalt angetastet. Was hilft da das unzweckmäßige Strampeln mit den Beinchen? Die Uebermacht ist zu groß, und selbst aus dem benachbarten Korbe droht eine Verstärkung den Angreifern zu erwachen. Hilflos auf dem Straßenpflaster zu liegen, das ist für den Säugling das voranschichtliche Resultat des muthwilligen Treibens, welches in einem regelrechten Kampfe ums Dasein ansartet. Aber die Natur hat auch dem hilflosen Menschenkinde eine Waffe verliehen, von der es nun rechtzeitig Gebrauch macht. Das Gesichtchen zieht sich in Fältchen zusammen, und ein jammernder Schrei tönt aus dem Kinderwagen. Das Herz der Mitleidigen, der gleichgültigen Zuschauerin dort oben auf der Tonne, rührt er freilich nicht, aber die nicht weit entfernte Mutter vernimmt wohl den Nothruf. Bald regnet es Tränen auf die muthwillige Angreiferin, und der Kampf hat ein Ende.

Falsches Haar. Die Haarkünstler von Marseille, die jährlich 25 000 falsche Haarfisuren für Damen und etliche tauend Perücken für Herren anfertigen, wurden in den letzten Monaten bitter enttäuscht. Die mit Sehnsucht erwarteten Schiffe aus China liefern zwar pünktlich ein, aber ohne eine Ladung, die sie sonst regelmäßig mitbrachten, ohne chinesisches Haar. Es ist wohl eine bekannte Thatsache, daß das civilisirte Europa von den Chinesen Pöppe kauft und daß unsre Nachbarn jenseit der Vogeisen zu den fleißigsten Vermittlern in diesem eigenartigen Handel zählen. Sind doch im Jahre 1882 nicht weniger als 70 758 Kilogramm und im Jahre 1883 sogar 124 715 Kilogramm chinesisches Haar nach Frankreich importirt worden.

Der Krieg mit China scheint jetzt diesen Handel lahm gelegt zu haben, und der Ausfall dieser Waare wird sehr schmerzlich fühlbar werden, denn Europa kann den Bedarf seiner Glasköpfe allein nicht decken, und überdies liefern die Chinesinnen das billigste Haar, das nur mit 10 bis 12 Franken für das Kilogramm bezahlt wird. Es ist zwar nicht so schön wie das Haar aus dem Norden Frankreichs, das für das schönste unter allem Haar der Welt ausgegeben wird, aber das letztere ist auch nur für die vornehmsten Damen bestimmt, denn ein 80 Centimeter langer Pöpp einer bretonischen oder normandischen Schönen wird mit 1000 Franken bezahlt.

und fast unglanblich ist der Preis für ein Kilogramm schneeweiße Pöppe jener Provinzen, der sich nach einer in „Science et Nature“ veröffentlichten Mittheilung auf rund 25 000 Franken belaufen soll. Die Engländer und die Deutschen, deren Haar mit dem französischen konkurriren kann, behalten ihre Pöppe zum größten Theil im Lande, und so richtet sich die Hoffnung der französischen Haarkünstler auf Italien, welches schon in den letzten Jahren nach Marseille durchschnittlich 22 000 Kilogramm dieser seltenen Waare exportirt hatte.

„Die Ameisen sind da!“ Dieser Ruf wird bei uns höchstens von dem berechtigten Kerger der Hausfrau begleitet, die einen Ueberfall ihrer Zweifelsamer durch die ungeladenen Gäste entdeckt hat. Anders ist es in Westafrika, wo die harmlosen Worte im Hause eine förmliche Panik erzeugen. Im Urwalde haust dort die Wanderameise (Ponera), derenzüge, oft nach Millionen zählend, durch das Land streichen. Kleineren Thiere, die in einen solchen Ameisenzug gerathen, sind rettungslos verloren, und selbst der Mensch hütet sich, ihm in den Weg zu treten, da er sonst augenblicklich durch wüthende Bisse von Hunderten der Geschworen getrafft wird.

So zieht, wie Dr. A. Reichenow in seiner Schrift „Die deutsche Kolonie Kamerun“ berichtet, die Schar unaufhaltsam, ruhelos durch das Land, Tod und Verderben bringend, öde Schlachtfelder hinter sich lassend. Auch die Erbstoffen der Eingeborenen werden von den Ameisen nicht verschont, und eilig müssen Menschen und Thiere aus der Hütte fliehen, sobald die ersten dieser kleinen schwarzen Unholde sich sehen lassen. Dr. Reichenow selbst erlebte einen solchen Ueberfall einer Missionsstation. Auf den Ruf eines der schwarzen Diener: „Die Ameisen sind da!“, der mitten in der Nacht sich hören ließ, war Alles sogleich aus den Betten und suchte zu retten, was an genießbaren Gegenständen zur Hand lag. Der größte Theil der Speisekammer fiel jedoch den Räubern zum Opfer und wurde in wenigen Stunden verzehrt.

Aussägung des redenden Parkettbodens in Nr. 8: Die Buchstaben benennen die unten resp. über ihnen liegenden Kassetten und somit auch die — in der Zeichnung entworfenen — übrigen Felder des Parkettbodens, jedoch nach Einlegung der besagten Buchstaben in die einzelnen Felder zu lesen ist: „Geignet bei dem Eingang und Ausgang“

Kleiner Briefkasten.

Harde. Wir sind bereit, Ihnen die gewünschte Auskunft direkt brieflich zu geben, wenn Sie uns Ihre Adresse mittheilen wollen. Zur Mittheilung von Adressen in diesem Blatte können wir uns nicht entschließen.

E. W. Drucksachen mit dem Namen Schaffhausen finden Sie noch in Elbst-Verlagungen in der Rheinprovinz und in Bayern. Schaffhausen zählt man in Württemberg, Baden, Hessen und Preußen.

V. P. in St. Louis.
M. H. in Thurn, **M. S.** in Wien. Ein langjähriger Abonnent in Bremen.
P. S. stud., **M. M.** in Hildesheim. Anonyme Anfragen werden grundsätzlich nicht beantwortet.
S. P. in W., **Anton P.**, **S. D.**, **A. v. P.** Nicht geeignet.

Unseren neu eingetretenen Abonnenten

theilen wir hierdurch mit, daß sie den letzten Jahrgang (1884) der „Gartenlaube“, welcher u. A. die Erzählungen:

Ein armes Mädchen und Am Abgrund von W. Heimbürg, **Dschapei** von L. Ganghofer, **Die Erbin von Arholf** von L. Schücking, **Salvatore** von Ernst Eckstein, **Brausejahre** von A. v. d. Elbe, **Das Urbild des Fidello** von Ernst Pasquod u., sowie neben zahlreichen belehrenden Artikeln die vielbesprochenen **Heine'schen Memoiren** enthält, bis auf Weiteres noch zum Subscriptionspreise von **Mark 6,40** durch alle Buchhandlungen beziehen können.

Von einzelnen älteren Jahrgängen der „Gartenlaube“ können wir noch eine beschränkte Anzahl von Exemplaren zu dem **ermäßigten Preise von nur Mark 3.** — für den **vollständigen Jahrgang** abgeben.

Es sind dies die Jahrgänge 1868, 1869, 1872, 1875, 1876, 1877.

Aus dem reichen Inhalte dieser Bände seien hier nur folgende größere Novellen genannt:

Der Schatz des Kurfürsten	von L. Schücking	1868	Ein kleines Bild	von E. Wisbert	1875
Better Gabriel	von Paul Hense		Das Capital	von L. Schücking	
Prinz oder Schlossergefelle	von Louise Mühlbach		Hund und Kat'	von Herman Schmid	
Süden und Norden	von Herman Schmid	1869	Die Kaiserin von Spinetta	von Paul Hense	1876
Reichgräfin Gisela	von E. Marstt		Im Hause des Commerzienrathes von E. Marstt	1876	
Die Gassehuden	von Herman Schmid		Vincta		
Jedem das Seine	von Ad. von Auer	1872	Ein Grab	von A. Godin	1877
Verlassen und Verloren	von L. Schücking		Aus gährender Zeit	von Victor Blüthgen	
Am Altar	von E. Werner	Die Diamanten der Großmutter von L. Schücking	Im Himmelmoos	von Herman Schmid	1877
Was die Schwalbe sang	von Fr. Spielhagen	Teuerdant's Brautfahrt	von G. von Meyern		

Bestellungen auf den Jahrgang 1884 sowohl als auf die älteren Jahrgänge führen alle Buchhandlungen aus, welche den neuen Jahrgang liefern. Nur solche Besteller, welche an ihrem Wohnort oder in dessen Nähe keine Buchhandlung haben, wollen sich unter Beifügung des Betrags der Bestellung (event. in Briefmarken) direkt franko an die unterzeichnete Verlagshandlung wenden.

Leipzig, Februar 1885.

Ernst Reil's Nachfolger.

Inhalt: Die Frau mit den Sarkinestheinen. Roman von E. Marstt (Fortsetzung). S. 141. — Robert Hamerling. Von Wilhelm Voigt. S. 147. Mit Portrait S. 148. — Uebertragung. Gedicht von Ernst Scherzberg. S. 148. Mit Illustration S. 149. — Die Deutschen in Oesterreich. Edward von Hartmann's Ansichten über die Zukunft des Reichthums. Von einem Deutschböhmen. S. 149. — Italische Kameraden. Von H. Willinger. S. 152. Mit Illustrationen S. 152, 153 und 154. — Im Lande des Waddei. Von Ernst Pasquod. S. 154. — Blätter und Blüten: Der Kampf ums Dasein. S. 156. Mit Illustration S. 145. — Falsches Haar. — „Die Ameisen sind da!“ — Aussägung des redenden Parkettbodens in Nr. 8. — Kleiner Briefkasten. S. 156.